

BERNADETTE KLEIN

The book cover features a dark, atmospheric background with a central glowing blue orb. This orb is framed by intricate, swirling grey and red floral patterns that resemble stylized vines and leaves. The overall aesthetic is gothic and mysterious, with a color palette dominated by deep reds, greys, and a central bright blue.

SEELLEN
SCHULDEN

LESEPROBE



Sollte euch diese Leseprobe gefallen, würde es uns sehr freuen, wenn ihr das Buch im [Obscurati-Shop](#) bestellt.
Vielen Dank für eure Unterstützung!

<https://www.obscurati.de/produkt/seelenschulden/>

KAPITEL EINS

Eines Tages würde ich bei dieser Scheiße draufgehen.

So vollgepumpt mit Magie und Fokus wie ich war, wirkte die Höhle wie das Innere einer Discokugel auf mich. Das Licht der verdammten Feuerschalen stach mir in die Augen als wären sie Baustrahler. Wozu brauchten wir die überhaupt? Doktor Telmara kannte die Beschwörungen auswendig – das dicke Buch auf dem Sockel erfüllte seinen Zweck schon durch bloße Anwesenheit.

»Wir sind hinter dem Zeitplan, Gene.« Telmaras kniende Silhouette flackerte über die Wand. Sie wirkte wie eine hagere Ziege, die am Ritualkreis graste. Tatsächlich vervollständigte sie wohl eine der Runen.

»Begib dich in Position, es ist fast Sonnenaufgang.« Ihre Knie knackten, als sie aufstand und zu dem Sockel außerhalb des Kreises ging.

Ich stand auf, massierte mir die Schulter unter dem Stoff des Kampfanzugs und kniete mich auf die goldenen Leitungen im Zentrum des Kreises. Sie verteilten die Magieströme gleichmäßig auf alle Runen am Rand. »Ich wünschte, wir könnten mal wieder eine Pflanze beschwören statt diesem aggressiven Viehzeug«, murmelte ich.

»Dieses.«

»Was?«

»Statt dieses aggressive Viehzeug. Im Gegensatz zu unserer täglichen Arbeit ist korrekte Grammatik kein Hexenwerk, Evgenia.«

Sie wusste, wie ich es hasste, wenn sie meinen vollen Namen benutzte. »Ich scheiß auf Grammatik.«

»Unerfreulicherweise.« Sie straffte sich. »Konzentration, jetzt!«

Wirkte ich etwa unkonzentriert? Bis jetzt war ich noch mit jedem Dämon fertig geworden, egal ob Vogel, Schlange oder Wolf. Das bedeutete nicht, dass mir das Spaß bereitete – ich hasste es. Ich hatte nur keine Wahl.

Telmara stimmte ihren andersweltlichen Gesang an. Die Runen am Rande des Kreises flammten auf und schossen in die Höhe, bis sie vom Lehm Boden bis zur Höhlendecke eine bläuliche Barriere bildeten. Ein probates Mittel, um das, was sich im Kreis befand, darin zu halten. Mich zum Beispiel. Und natürlich den Dämon. Die Magieströme sammelten sich im Kreis und flossen durch meine Hände und Knie gebündelt in die Leiterbahnen. Das zuvor noch angenehme Kribbeln wandelte sich zu einem Zerren und Ziehen an meinem Inneren. Die Magie, durch Telmaras Gesang gelenkt, suchte den Schleier zwischen den Welten zu durchdringen. Dunkles Wasser brodelte vom Boden auf. Es markierte die Verbindung zum Dämonenreich und stieg manchmal bis in meine Nase. Anders als stoffliches Wasser hinderte es mich nicht am Atmen, aber es störte meine Konzentration empfindlich.

Telmaras Gesang wanderte eine Tonlage höher, die Anspannung in mir wuchs. Gleich war es so weit. Die Magie bündelte sich in den glühenden Strukturen des Beschwörungskreises, bis sie mit einem unhörbaren Ton explodierte. Der Schleier zwischen den Welten riss und offenbarte einen Durchgang zum Dämonenreich. Dahinter wogte tosend das dunkle Wasser und spie auf den gesungenen Befehl hin eine Kreatur aus.

Diesmal war es eine Art Keiler. Nur mit viel längeren und spitzeren Hauern. Hörner ragten überall zwischen seinen Borsten hervor, die schwarzen Augen reflektierten das Licht der Feuerschalen. Schnaubend schüttelte er sich und sah sich um, bis sein Blick an mir hängen blieb. Ich löste die Hände von den Leiterbahnen, rieb das Kribbeln weg und hob das

Messer auf, das vor mir lag. Es nicht am Körper zu tragen, barg Risiken, da die Entfernung zwischen mir und dem Riss nur drei Schritte betrug. Aber seit meiner ersten Ritualkreiserfahrung vermied ich es, irgendwelches Metall zu berühren, wenn starke Magie im Spiel war.

Das Vieh maß gut eineinhalb Meter in der Höhe, fast so viel wie ich, und damit deutlich mehr als ein gewöhnliches Wildschwein. In einer besseren Welt würde ich es mit sanften Worten zu meinem Vertrauten machen und auf ihm in den Sonnenaufgang reiten.

»Erledige ihn schnell und sauber, Gene. Je weniger Energie er verbraucht, desto mehr bleibt für uns.«

Tja, nicht in dieser Welt. Sorry, Kumpel.

Der Keiler bäumte sich auf und brüllte. Er rammte die Hufe in den weichen Boden, fuhr herum und trat nach mir. Blitzartig wich ich aus. Die Magie verstärkte meine Reflexe und meine Kraft – anders hätte ein Mensch keine Chance gegen den gehörnten Sonntagsbraten. Den Messergriff fest gepackt, gab ich einen Schub Magie in die Bewegung und schnitt ihm die Flanke auf. Dunkles Blut schoss hervor und fiel zischend auf den Boden. Er quiekte schmerzerfüllt und wankte. Ich ließ das Messer sinken.

Armes Vieh.

Doch der Dämon gab sich noch nicht besiegt. Die Todesangst verlieh ihm neue Kraft. Er stieß mit dem Kopf nach mir. Ich wich aus, doch zu langsam. Ein Hauer durchdrang den Kampfanzug und schlitze mir den Oberarm auf. Ächzend taumelte ich rückwärts und prallte gegen die Barriere. Mit derselben Kraft wurde ich von ihr in den Kreis zurückgeworfen. Kein Entkommen. Wieder bäumte der Keiler sich auf und ließ seine Hufe auf mich herabdonnern. Um Haaresbreite rollte ich mich zur Seite davon und kam wieder auf die

Beine. Durch die Verletzung, die er mir beigebracht hatte, war etwas von der Dämonenmagie in meinem Körper auf ihn übergegangen. Zischend und blubbernd schloss sich die Wunde in seiner Flanke.

Ach, fuck.

»Was tust du denn da, Gene? Schnell und sauber habe ich gesagt!« Telmara war an den Kreis getreten und hatte die Arme verschränkt.

»Machen Sie Ihren Job und ich mache meinen, ja?« Ich nahm das Messer in die linke Hand und presste die rechte auf die Wunde an meinem Arm, bevor ich langsam zurückwich. Der Keiler schlug mit den Hinterbeinen aus und sprang auf mich zu.

Diesmal konnte ich reagieren.

Mit einer magisch verstärkten Bewegung trieb ich ihm das Messer bis zum Heft in die Stirn. Er brüllte, wankte und stieß mich weg. Wieder erwischte mich einer der spitzen Hauer und riss mir den Anzug quer über den Bauch auf. Ich wollte das Messer herausreißen, blieb jedoch hängen. Der Kopf des Viehs schnellte in die Höhe und traf mich mit meinem eigenen Messergriff gegen die Stirn. Kurz wurde mir schwarz vor Augen und ich fühlte mich wie eine Idiotin. Das Messer immer noch fest umklammert, taumelte ich rückwärts. Mit einem schmatzenden Geräusch löste es sich. Das Vieh heulte auf und sank zu Boden, gerade als ich wieder auf die Beine kam. Noch einmal holte ich aus, grub das Messer in seinen Hals und zog es durch. Dunkles Blut quoll über meine Hände, der Dämon sackte zusammen.

»Na endlich.« Telmara ließ den Kreis fallen und schlang dem Keiler das Halsband um den Nacken. Die Runen auf dem weißen Leder flammten auf. Der Keiler erstarrte. Statt sich aufzulösen, blieb seine Energie in dem Bannkreis des Halsbands gefangen.

Reglos lag er da, der Besiegte, während ich nach Atem rang. Ich sah zu, wie Telmara ihn streichelte und ein wenig von der Essenz kostete. Blut lief mir ins Auge. Ein genüssliches Stöhnen kam über ihre Lippen.

»Ich kann das nicht mehr.« Mehr Blut quoll aus der Platzwunde an meinem Schädel. Ich wischte es fort.

»Hm?« Telmara machte sich daran, die Runen zu deaktivieren und die Restmagie aufzunehmen. Wie ein Kind, das nach seinem Lieblingsessen den Teller ableckte.

»Das Töten. Ich mache das nicht mehr.« Ich schleppte mich zum Rand des Kreises und sah ihr zu.

Sie stand auf, schlug den Almanach behutsam in das samtene Tuch ein und lächelte. »Wenn Mutter wüsste, wie ich ihre Forschung adaptiert habe ... Sie wäre rasend vor Wut.« Verschmitzt zwinkerte sie mir zu. »Wir sind ein fantastisches Team, Gene.«

»Haben Sie mir nicht zugehört?« Inzwischen hatten meine Wunden angefangen sich zu schließen und mein Brustkorb fühlte sich nicht mehr so an, als würde er gleich zerspringen. »Ich mache das nicht mehr. Ich hab genug von Ihren Geschäften und Ihren Dämonen-Grillpartys und dem ganzen Scheiß hier.«

Telmara hob die Augenbrauen und musterte mich herablassend. Ihre hagere Gestalt, das schmale Gesicht mit der Brille und ihre scharf geschnittenen Züge schienen geradezu prädestiniert für diese Haltung. Der Dokortittel dazu war fast schon redundant. »*Pacta sunt servanda*, Evgenia.«

Ich verdrehte die Augen. Zum zweiten Mal heute benutzte sie meinen vollen Namen.

»Hast du unseren Vertrag vergessen?«

Ich knurrte. »Sie sagten, dass ich Ihnen bei Ihrer Forschung helfen soll. Nicht, dass ich Woche für Woche Dämonen töten muss.«

Sie lächelte dünn. »Genau das ist aber der Inhalt meiner Forschung. Und aufs Töten hast du dich doch schon immer recht gut verstanden.«

Ich schloss die Augen und wandte den Kopf ab. »Das war ein Unfall.«

»Na, aber doch nicht alles davon, hm?« Sie zwinkerte mir zu. Meine Ohren glühten.

»Außerdem musst du zugeben, dass es zu deinen Talenten gehört.« Sie legte die Arme um den Almanach und kam auf mich zu. »Und du hast ja auch profitiert von unserem kleinen Arrangement. Wenn ich mich damals nicht um die Bereinigung deines ... Gefühlsausbruchs gekümmert hätte, säßest du jetzt wahrscheinlich in einer Strafvollzugsanstalt. Und was würde dann aus deiner armen, hilfsbedürftigen Pflegemutter?« Sie neigte den Kopf zur Seite. »Sicher ist dir bewusst, dass ich im Falle eines Vertragsbruchs auch deiner Schwester die Wahrheit über den Tod ihres ...«

»Schon gut! Hören Sie auf!« Meine Ohren brannten so sehr, dass ich die Hände an den Kopf presste. Warum musste sie ständig darauf herumreiten?

Noch immer das spöttische Lächeln auf den Lippen legte Telmara den Almanach in seine Schatulle zurück. »Das Schweinchen kommt morgen Abend auf den Teller. Wenn du dabei sein willst, um meine Gäste zu schröpfen, bist du herzlich eingeladen.«

Mit gesenktem Kopf starrte ich auf meine bloßen Füße. Schwieg.

Sie nickte. »Vergiss nicht, hier aufzuräumen.« Damit drehte sie sich um und ging.

Finster sah ich ihr zu, wie sie in Richtung des Durchgangs zum Kellergewölbe verschwand. »Ach, fuck.« Ich ließ mich auf den Boden sinken und vergrub die Hände in den Haaren.

Wie man es auch wendete, mein Arsch gehörte ihr. Und wenn ich nicht wollte, dass meine Ma einen qualvollen Tod starb und meine Schwester mich hasste, würde das auch für alle Ewigkeit so bleiben. Genervt machte ich mich dran, das Dämonenblut aufzuwischen.



Als ich in die Küche kam, fiel strahlender Sonnenschein durch das Fenster. Die letzten Septembertage zeigten sich noch einmal von ihrer heißesten Seite. Ich suchte im Kühlschrank nach etwas Essbarem und fand überraschenderweise ein fertig belegtes Sandwich sowie ein gut gekühltes Mooser Liesl. Vielleicht mochte Telmara mich nicht besonders, aber ihre Haushälterin dachte immer an mich. Ich betrachtete die braune Flasche, auf der das Kondenswasser im Sonnenlicht schimmerte. Fiel ein Bier am Morgen schon in die Kategorie Alkoholproblem? Na ja, wen juckt's? Ich nahm noch einen Heidelbeerjoghurt mit und ging hinüber in den Westflügel, wo mir Telmara ein kleines Zimmer zur Verfügung stellte. War ja auch in ihrem Sinne, dass ich nicht zu spät zu unseren Terminen kam, weil die S-Bahn eine Signalstörung plagte oder den Nachtbus ein Motorschaden.

Das Ritual hatte mich ausgelaugt, auch wenn meine Wunden inzwischen verschwunden waren. Bevor ich wieder etwas in dem Tempo heilen konnte, musste ich mich mit der Quelle verbinden und meine inneren Reserven füllen. Aber vorher musste ich aus den ruinierten Klamotten raus und duschen.

Das heiße Wasser rann über meinen Körper und wusch zumindest den Dreck von mir, wenn schon nicht die miese Laune. Danach fühlte ich mich erst so richtig müde. Allerdings hatte der Einsatz der Magie wie immer auch einen er-

regenden Effekt gehabt, sodass ich mich auch auf den Abend mit den Gefallenen freute. Es gab unerfreulichere Arten, Geld zu verdienen, als mit Massagen und Streicheleinheiten. Ich teilte meine Kraft gern – ob gegen Bezahlung oder ohne.

Nach dem Abtrocknen und Anziehen holte ich meine metallenen Piercings aus dem Behälter im Spiegelschrank, um sie gegen die aus Acryl zu tauschen, die ich beim Ritual trug. Das in der Augenbraue war bei dem Stirntreffer weggeflogen, wie ich feststellen musste, und natürlich hatte sich das Loch geschlossen. Ich machte eine geistige Notiz, dass ich neue Acrylstecker brauchte. Diese Dinger gingen einfach zu schnell kaputt. Ich warf einen letzten, prüfenden Blick in den Spiegel und ließ mich aufs Bett fallen. Ein paar Stunden Schlaf, bevor ich zu meinem anderen Job musste – das klang nach einem klugen Plan.

Gerade als ich die Augen geschlossen hatte, schallte *Demons Are a Girl's Best Friend* aus der Tasche meiner Jeansjacke. Ich stand auf und sah nach, wer anrief. Stirnrunzelnd starrte ich die Nummer an. Meine Schwester. Es gab eine stillschweigende Vereinbarung zwischen uns: Sie fragte nicht, wo das Geld herkam, und ich teilte alles mit ihr und Ma. Und sie rief mich nicht an, wenn ich unterwegs war. Es musste etwas passiert sein. Mit zusammengepressten Lippen nahm ich das Gespräch entgegen.

Ein markerschütternder Schrei drang mir ins Ohr. Fast hätte ich das Handy fallen gelassen. Ich hörte aufgeregte Stimmen, die sich in einer Mischung aus Arabisch und Deutsch stritten.

»Gene?« Es knackte in der Leitung. Irgendwo krachte es.
»Bist du da?«

»Mona, was ist denn nur los?« Mein Herz hämmerte.

»Sie wollen *maman* in die Psychiatrie einweisen.« Ihre Stimme klang abgehackt, immer wieder unterbrochen von

Geräuschen aus dem Hintergrund. In schnellem Stakkato ließ sie eine arabische Wortsalve auf eine der anderen Personen los. »Kannst du schnell nach Hause kommen?« Aufgelegt.

Ich rieb mir übers Gesicht. Fuck.

Hastig schlüpfte ich in meine ausgetretenen Turnschuhe und warf die Jeansjacke über. Hoffentlich war die U-Bahn nicht gerade weg.



Als ich vom Ostbahnhof kommend die Grafinger Straße hinunterrannte, eine halbe Stunde nach Monas Anruf und ohne Hoffnung, noch rechtzeitig anzukommen, bog ein Krankenwagen um die Ecke und verschwand Richtung Westen. Verdammt! Hatten sie sie mitgenommen? Für einen Augenblick schwankte ich, ob ich die Verfolgung aufnehmen sollte, doch magische Stärke hin oder her – ein Auto konnte ich nicht einholen. Also sprintete ich weiter nach Hause. Vor unserem Wohnblock am Ende der Sackgasse hätte ich fast Frau Seligmann mit ihrem Rollator über den Haufen gerannt und musste über die Blumenrabatte springen. Die Alte schimpfte mir nach, obwohl ich ihr eine Entschuldigung zugerufen hatte. Immer zwei Stufen auf einmal nehmend eilte ich die knarrende Treppe hinauf bis zum vierten Stock. Gerade wollte ich den Schlüssel ins Schloss stecken, als die Tür geöffnet wurde. Angie stand da und maß mich mit vorwurfsvollem Blick. So sah sie mich immer an, obwohl ich es war, die sie bezahlte. Ein bisschen Dankbarkeit empfand sie offensichtlich als zu viel verlangt.

»Mona ist bei ihr«, sagte die Pflegerin und ließ mich vorbei.

Mein Herz klopfte. Ich kickte die Schuhe unter die Garderobe und ging mit nackten Füßen den Flur hinunter zu Anas Schlaf-

zimmer. Sie lag im Bett, trotz des warmen Tages bis zum Kinn unter der Decke verborgen, und atmete schwer. Das feuchte Tuch auf ihrer Stirn dampfte unter der Hitze ihres Kopfes.

Mona saß auf dem Stuhl neben ihr und hielt ihre Hand. Sie sah mich nicht an. »Du bist da.« Ihr sorgenvoller Blick ruhte auf Ma. »Kannst du was für sie tun?«

Behutsam schloss ich die Schlafzimmertür hinter mir. »Ich versuch's.«

»Sie haben ihr Morphium gegeben.« Mona stand auf und machte mir Platz. »Aber wenn es nicht besser wird, wollen sie sie mitnehmen.«

»Wer denn?« Ich setzte mich zu Ana ans Bett und nahm ihre Hand. Sie fühlte sich kalt und wächsern an.

»Die Bittner hat den Sanka gerufen, als *maman* wieder einen ihrer Anfälle hatte. Sie sagt, das Geschrei gehe ihr durch und durch. Kann ich ja verstehen.« Kopfschüttelnd wandte sie sich ab. »Wenn Angie nicht gerade hier gewesen wäre, hätte ich die Rettungskräfte nicht davon abhalten können, sie mitzunehmen. Aber Angie hat sie mit ihrem Pflegefachsprech belabert, sodass sie wieder abgezogen sind.«

Plötzliche Dankbarkeit gegenüber der übellaunigen Pflegekraft wallte in mir auf. Wenigstens verschlang ihr Honorar nicht grundlos den Großteil meines Geldes, das Telmara mir zahlte. »Das ist gut.«

Plötzlich fasste Ana meine Hand fester. Ihr Körper bäumte sich unter einer neuerlichen Welle des Schmerzes auf.

»Lass uns einen Moment allein, bitte.« Sanft drückte ich sie zurück in das Bett und schnallte sie fest. Sie riss die Augen auf und schrie angsterfüllt. Es war kaum zu ertragen, sie so zu sehen.

Mona standen Tränen in den Augen, als sie sich umdrehte und fluchtartig das Zimmer verließ.

Ich holte das Messer hervor und fuhr mit den Fingerspitzen über die Stelle zwischen Daumen und Handfläche der Rechten. Es war die Stelle, die ich mir ausgesucht hatte, weil sie mich an die Nacht erinnerte, in der alles zum Teufel ging. Ich legte meine Hand auf Anas und setzte die Spitze der Klinge auf meinen Handrücken. In Erwartung des Schmerzes atmete ich flacher, schneller. Mein Herz schlug bis zur Kehle hinauf.

Mach schon, bring es hinter dich!

Ich hielt die Luft an und stieß das Messer mit einem Ruck ganz hindurch. Fast hätte ich mich an dem unterdrückten Schrei verschluckt. Mit zitternden Fingern streichelte ich Anas Arm. Die Spitze des Messers ritzte ihren Handrücken, sodass die Magie, die die Wunde zu schließen versuchte, entlang der Klinge in ihren Körper floss.

Eine Technik, die ich durch Zufall entdeckt hatte und die mich zwischen Dankbarkeit und Agonie gefangen hielt.

Ächzend und fluchend versuchte ich, mit dem Schmerz zu atmen. Sternchen sammelten sich in meinem Blickfeld. Nach und nach beruhigte sich Ana. Die Anspannung wich aus ihr, als die Magie ihre Seele berührte und die Fehlzündungen in ihren Nerven nachließen. Die Zähne so fest aufeinandergepresst, dass sie knackten, beobachtete ich, wie sie sich zunehmend entspannte und die Farbe in ihre Wangen zurückkehrte. Kalter Schweiß rann mir über die Stirn. Ein Stechen fuhr in meinen Brustkorb. Das Atmen wurde schwerer. Mit letzter Kraft riss ich das Messer heraus und presste den Lappen, den Ana zuvor auf der Stirn gehabt hatte, auf die Wunde. Ein großer, dunkler Blutfleck hatte sich auf der Bettdecke gebildet. Angie würde wieder meckern, weil das so schwer sauber zu kriegen war.

Erschöpft lehnte ich mich auf dem Stuhl zurück und sah meiner Ma beim Schlafen zu. Wie friedlich sie jetzt aussah

... War das ein Lächeln auf ihrem Gesicht? Ich atmete etwas leichter. Der Schmerz in meiner Hand ließ nach, doch das Stechen im Brustkorb blieb. Ich hatte heute Morgen schon eine Menge Kraft verbraucht, um den Dämon zu töten. Jetzt den Rest davon in Ana zu pumpen, hatte mich ausgelaugt. Ich konnte froh sein, wenn ich es bis nach nebenan in mein Bett schaffte. Mühsam schob ich mich in die Höhe und wankte aus dem Zimmer. Ana sollte schlafen und ich auch. Die Ruhezeit bis Schichtbeginn betrug gerade noch zwei Stunden.

Mona saß in der Küche. Als sie mich sah, stand sie auf und kam herüber. »Und?«

Ich wich ihrem Blick aus. »Die Anfälle werden schlimmer. Manchmal habe ich das Gefühl, was immer ich tue, ist nur ein Tropfen auf dem heißen Stein.«

Mona deutete auf den Stuhl an dem winzigen Ecktisch in der Küche. »Setz dich.« Sie nahm zwei Tassen aus dem Schrank und stellte sie vor uns hin. »Ich weiß, du gibst dir alle Mühe, Gene, mit deinem Job bei Habermann und Söhne und diesen Frag-nicht-danach-Geschichten draußen in Gar-ching.« Mit dem Wasserkocher ging sie hinüber zur Spüle. »Aber du musst mehr tun, hörst du?« Der Hahn rauschte und quietschte. Sie stellte den vollen Kocher auf seine Bodenplatte zurück und setzte sich zu mir. »Ich will das Café wieder eröffnen. Ben hätte es so gewollt. Und *maman* würde es gut-tun, ab und zu wieder hinter der Theke zu stehen.«

Als sie Ben erwähnte, versetzte es mir einen Stich. Jedes Mal, wenn wir über ihn sprachen, fürchtete ich, sie könnte mir an den Augen ablesen, was damals wirklich geschehen war. »Du meinst, wir sollen Angie rund um die Uhr anstellen? Ich denke, ich könnte wohl noch einen Tausender mehr im Monat erwirtschaften.« Immerhin hatte ich noch nicht ver-sucht, eine Niere zu verkaufen. Vielleicht wuchs sie ja nach?

Mona nahm meine Hand. »Ich meine damit, dass du in Ordnung bringen musst, was nicht mit dir stimmt.«

Mein Herz setzte zwei Schläge lang aus, nur um dann in vierfacher Geschwindigkeit loszugaloppieren. »Was?«

»Du konntest mal alles heilen, Gene. *Alles*.« Sie hielt mir die Linke unter die Nase. Wer es nicht wusste, hätte nicht sagen können, dass die Endgelenke von Ring- und Mittelfinger ein paar Jahre lang gefehlt hatten. Lediglich eine weiße, gezackte Narbe erinnerte daran, dass sie einmal ein Schäferhundsack gewesen waren. »Was auch immer diese Männer damals getan haben, du musst darüber hinwegkommen. Du musst deine Seele heilen, damit du *maman* heilen kannst.«

Ich wich ihrem Blick aus. Mona war viel scharfsinniger als alle, die ich kannte. Dass Telmara ihre Erinnerungen an jene Nacht im Englischen Garten manipuliert hatte, war zu ihrem Schutz geschehen – und zu meinem. Dennoch tat es weh, sie wieder und wieder anzulügen. Nur eines könnte schlimmer sein – ihr die Wahrheit zu sagen.

Der Wasserkocher brodelte und verschaffte mir etwas Bedenkzeit. Mona gab je einen Teebeutel in die beiden Tassen mit der Aufschrift *Mein Tatenvolumen ist aufgebraucht* und *Ich habe heute keine Verbindung zu meinem E-Lan* und übergoss sie mit dem heißen Wasser.

»Mona, hör mal ... ich ... das ist nicht so einfach, weißt du? Was damals passiert ist ...«

Sie stellte die Tasse vor mich hin und setzte sich wieder. »Uns läuft die Zeit davon, Gene.« Müde rieb sie sich über das Gesicht. »Ich wollte dich eigentlich nicht damit belasten, aber du sollst es erfahren.«

Jedes ihrer Worte fraß ein Loch in mein Herz.

»Mamans Krankheit ... sie liegt in der Familie. Ihre Mutter, meine *mamie*, hat sich von einer Brücke gestürzt, weil sie

es nicht mehr aushielt. Da war sie gerade einmal sechsund-dreißig. Und deren Mutter wiederum ist bei einem Exorzismus ums Leben gekommen.« Sie nahm einen Schluck Tee, den Blick in die Ferne gerichtet. »Und ich ...«

Bitte nicht, Mona, mein Herz tut schon so weh.

»Und ich sehe es auch manchmal. Am Rand meines Blickfelds huschen diese Schatten vorbei. Wenn ich müde bin oder unkonzentriert. Ich weiß, dass sie nicht real sind. Noch ...«

Ich stand so hastig auf, dass der Stuhl gegen die Heizung polterte. Mit zitternden Händen nahm ich sie in die Arme. »Wir kriegen das hin, hörst du? Wir kriegen das hin.«

Mona berührte mich am Arm. »Danke«, flüsterte sie.

KAPITEL ZWEI

»Vorsicht mit dem Flügel, das ist ein original Steinway & Sons!« Die gut ausgestattete Blondine mit dem perfekten Make-up trug nur einen Morgenmantel. In der rechten Hand hielt sie ein Glas Sekt, in der linken ein iPhone, mit dem sie unsere Arbeit dokumentierte.

»Schwer wie ein Sack Steine ist das Ding jedenfalls«, sagte ich, aber gerade laut genug für Peter.

Er hievte mit mir das fette Klavier auf den Laster und verzurrte es. Sein Gesichtsausdruck ließ darauf schließen, dass ihm was wehtat. Während ich vom Laster sprang, ließ er sich mit der Hebebühne runterfahren. »Alles okay?«

Er winkte ab. »Nur das Alter.«

Wir nahmen den Aufzug in den dritten Stock des Apartmenthauses. Vom lichtdurchfluteten Flur aus hatte man einen schönen Blick auf die Passauer Innstadt, den Inn selbst und den ganzen Rest des Ortes.

»Pittoresk, nicht wahr?« Peter schaute mit mir hinaus.

»Pitabrot mit Gyros und extra viel Tsatsiki, das wäre was zum Mittagessen.« Schon bekam ich Hunger.

Er lachte. »Du bist eine Banausin, Gene. Aber du hast recht – bald ist es Zeit für eine Pause.«

Ingo und Hubert kamen mit dem Aufzug rauf. »Ach, rumstehen und Däumchen drehen, das ham wa gern!« Ingo boxte Peter gegen die Schulter.

»Was gibt's da zu sehen?« Hubert trat neben mich. Ich mochte ihn, allein schon, weil er der einzige bei Habermann und Söhne war, der mir nicht auf den Kopf, sondern nur auf die Schulter spucken konnte.

»Ein Pitabrot mit Tsatsiki«, erklärte ich.

Hubert runzelte die Stirn.

»Wat?«, fragte Ingo.

Peter verdrehte die Augen. »Ihr habt die junge Dame gehört, wir machen Mittag beim griechischen Imbiss unten am Supermarkt.«

Als wir fünf Minuten später an den Laden kamen, ließ sich Peter schwerfällig auf eine der Sitzbänke davor fallen.

»Was ist los mit dir?« Besorgt sah ich ihn an.

»Das scheidet Knie nervt schon seit 'ner Woche.« Das Bein hatte er ausgestreckt und massierte den Bereich um das Gelenk.

»Geh halt mal zum Arzt.« Ingo nahm eine Karte und studierte sie.

»Hab einen Termin in drei Wochen.« Peter deutete auf die Tafel mit dem Tagesgericht links neben der Theke. »Bring mir davon eins mit, ja, Gene?«

Ich gab Hubert einen Zwanziger. »Mach du mal, bitte. Ich nehm auch das.«

Hubert sah mich und den Geldschein wenig begeistert an. Ich deutete mit dem Blick auf Peter und formte die Lippen zu einem lautlosen *bitte*.

Er schnaubte. »Na gut.«

Als die beiden anderen sich auf den Weg zur Theke machten, hockte ich mich vor Peter und legte die Hände auf sein Knie.

»Was wird das, wenn's fertig ist?« Er stützte den Ellenbogen auf den Oberschenkel und beobachtete mich.

»Eine Akupressurtechnik, die ich von meiner *mamie* gelernt habe.« Lügen konnte ich eigentlich nicht gut, aber die hatte ich schon oft genug benutzt, dass sie mir mühelos über die Lippen kam. Ich presste die Finger rund um das Knie ins Gewebe und gab ein wenig von der Feenkraft hinein. Seit dieser verdammten Nacht vor drei Jahren konnte ich die beiden Kräfte nicht mehr mischen und deshalb nicht mehr heilen. Schmerzen lindern ging noch.

»Deiner Mami?«

»Nein, meiner *mamie*, also meiner Oma.«

»Hui, das kribbelt ja ganz schön.« Er wollte das Bein wegziehen.

»Jetzt stell dich nicht so an. Wirst sehen, das wirkt Wunder.« Die Kraft kribbelte unter meiner Haut und floss in das entzündete Gewebe hinüber. Die nächsten paar Stunden würde Peter nichts mehr von seiner Arthritis merken. Schließlich stand ich auf und setzte mich neben ihn. »Besser?«

Er rieb sich das Gelenk und nickte anerkennend. »Wow. Die Technik musst du mir zeigen, es tut kaum noch weh.«

»Nope, Familiengeheimnis.« Ich legte zwei Finger auf mein Herz.

Ingo und Hubert kamen an den Tisch zurück. »Ihr müsst eure Pötte selber holen, die haben hier keine Tablettts und ich nur zwei Hände«, sagte Ingo.

Hubert hielt mir das Wechselgeld hin. »Lass stecken«, sagte ich und stand auf, um unsere Schüsseln zu holen.

Peter folgte mir. »Den Arztbesuch kann ich mir ja dann sparen, oder?«

»Auf keinen Fall! Das war nur was gegen die Schmerzen.« Ich sackte innerlich zusammen. Verdammst, so ging das nicht weiter.

Er steckte mir einen Zwanziger in die Hemdtasche. »Das Essen geht auf mich.«



Zurück in der Wohnung der iPhone-Blondine wirkte Peter, als könne er Bäume ausreißen.

»Na, das war aber ein kräftiges Gyros, was?« Ingo trug mit Hubert eine weiß glänzende Kommode zum Fahrstuhl, während Peter und ich uns mit einer Waschmaschine befassten.

»Das waren Genes heilende Hände.« Peter zwinkerte mir zu. Meine Ohren glühten. Wenn sie doch nur heilen würden, diese verdammten Hände!

Ich strauchelte.

»Vorsicht, Mädchen. Sollen wir lieber was Leichteres nehmen?« Peter setzte die Waschmaschine ab und legte mir die Hand auf die Schulter.

»Nein, schon gut«, murmelte ich. »Es ist nur ... Ach, vergiss es.« Besorgt sah er mich an. »Rück schon raus mit der Sprache!« Seufzend setzte ich mich auf die Maschine. »Meine Pflegemutter ist krank. Ziemlich üble Psychokiste mit Hallus, Phantomschmerzen und Krämpfen – schon seit Jahren. Eine Seherin hat mal behauptet, es läge am Dämonenblut in ihrer Linie, aber das ist natürlich Bullshit.« Meine persönliche Theorie war, dass es was mit mir zu tun hatte. Eine Art Allergie auf Feen, Dämonen oder ihre unehelichen Kinder. »Und heute erzählt mir meine Schwester, also Pflegeschwester, dass sie das jetzt auch hat.«

Peter sah mich mitfühlend an. »Das ist übel. Was sagen die Ärzte?«

»Morphium. Weil sonst absolut nix hilft. Nicht mal die härtesten Neuroleptika.«

Ingo und Hubert kamen wieder rauf. »Na? Sitzt ihr schon wieder rum? Ist doch nicht das erste Mal, dass wir so einen Laden ausräumen. Sonst schwächelt Miss Universum doch auch nicht.«

Ich lachte gezwungen und sprang von der Maschine. »Schwächeln? Ich? Pass mal auf!« Bevor Peter mit anpacken konnte, fasste ich die Waschmaschine an den beiden schräg gegenüberliegenden Kanten und hievte sie den Flur hinunter in den Fahrstuhl. Peter lief mir hinterher. »Jetzt übertreib mal nicht! Du hebst dir noch 'nen Bruch.«

Er trat zu mir in die Kabine und wir fuhren hinunter. »Kann ich irgendwie helfen?«, fragte er.

Ich seufzte. »Kennst du jemanden mit Wissen über karmische Auswirkungen auf die Seele magiebegabter Wesen und wie man sie umkehrt?«

Peter blinzelte. »Äh ...«

Ich lächelte schief. »Entschuldige, war nur ein Witz.«

War es nicht.

Die Fahrstuhltür öffnete sich und wir trugen die Waschmaschine zum Laster. Die Blondine stand direkt davor und filmte auf die Ladefläche. »Verzeihung, junge Dame.« Peter schob sich an ihr vorbei.

»Oh!« Sie wich aus und streifte dabei meine Schulter. Sofort prickelte es. Überrascht berührte sie die Stelle an ihrem Arm und sah mich an.

»Elektrische Ladung, die Gummisohlen sind schuld«, sagte ich schnell. Noch so eine einstudierte Lüge. Es kam selten vor, dass sich die Kraft selbständig machte, aber jedes Mal brachte es mich in Erklärungsnot.

Mit aufmerksamem Blick folgte sie uns und lächelte liebenswürdig. »Natürlich. Tut mir leid, dass ich im Weg stand.« Wie ein Blütenblatt im Wind schwebte sie ins Haus und außer Sicht.

»Was macht die eigentlich beruflich?«, fragte ich Peter.

»So, wie sie aussieht und hier herumstolziert? Vermutlich Inflationärin.«

»Du meinst Influencerin?« Keuchend setzte ich die Waschmaschine ab.

»Na, das kommt ja noch dazu!«

»Emil-Steinberger-Kalauer bei der Arbeit?« Ingo schleppte ein Schuhschränkchen ran. »Ich bin entsetzt!«

»Und mit was? Mit Recht«, ergänzte Hubert.

Wir lachten.

Das Beladen des Lasters dauerte noch gute zwei Stunden, dann konnten wir endlich nach München aufbrechen.

»Eigentlich hätten sie für so einen Auftrag Max und Eli schicken sollen statt den Rentnerhaufen und die Azubine.« Ingo rieb sich die schmerzende Schulter. Er saß vorn neben Peter. Hubert und ich belegten die Rückbank des Führerhauses.

»Azubine am Arsch. Ich bin fertig mit der Ausbildung, Alter.«

Hubert lachte. »Was, wirklich? Bist du schon über drei Jahre bei uns?«

Peter lenkte den Laster auf die Autobahn. »Du hast trotzdem recht, Blondie hatte einen Haufen sauschweres Zeugs. Ruf mal den Chef an und sag ihm, wir brauchen die großen Jungs bei der Zieladresse.«

Ingo winkte ab. »Die ziehen in Mühlheim ein Einfamilienhaus um.« Ächzend rieb er sich den Nacken.

»Komm mal her.« Ich beugte mich vor und knetete ihm die Schultern. Dabei ließ ich ein bisschen Feenmagie mit in die Massage fließen.

Ingo brummte selig. »Ich nehm's zurück. Die Azubine ist besser als die schweren Jungs.«

Ich gab ihm einen Klaps auf den Kopf.

Er lachte. »Kleiner Scherz. Fühlt sich unheimlich gut an, danke.«

Hubert neben mir schmunzelte. Er hielt eine Tüte Studentenfutter, aus der er nur die Nüsschen aß.

»Keine Sorge, du bist auch gleich dran.«

Er winkte ab. »Schon gut. Meine Schwiegertochter ist Physiotherapeutin. Die wird sonst noch eifersüchtig.«

Ich zuckte mit den Schultern. »Muss sie ja nicht erfahren.«

Eine Viertelstunde lang durften erst Ingo, dann die anderen beiden eine Nackenmassage genießen, bevor ich mich zurücklehnte und die Finger ausschüttelte. Magie zu übertragen, fühlte sich verdammt gut an. Deshalb standen auch die Gefallenen alle so auf mich. Ich wünschte nur, ich müsste ihnen nicht immer ihre Dämonensnacks liefern. Klar war es besser für die menschliche Bevölkerung, wenn sich die Gefallenen von Dämonen ernährten, statt von ihnen. Klar war es besser für meine Ma, wenn Telmara mir obszöne Summen für die Beschwörung dieser Wesen zahlte, die sie doppelt und dreifach von ihren Gästen einforderte. Die hatten dann immer noch mehr als genug auf der Tasche, um sich ein wenig Extraunterhaltung durch meine Wenigkeit zu gönnen – weil ein lebendiger Mensch eben mehr Spaß machte als ein totes Schwein. Trotzdem war das einfach krank und ich wünschte mir, es nicht mehr tun zu müssen.

Bis wir das letzte Möbelstück in die Penthouse-Suite im Lehel geschafft hatten, zeigte die Uhr weit nach Mitternacht. Der Nachtarbeitszuschlag machte Freude, doch uns allen steckte der Tag so in den Knochen, dass keiner das richtig zu würdigen wusste. Wir standen im Hof beisammen und tranken ein Feierabendbier, bevor jeder seiner Wege zog. Peter fuhr den Laster zurück zur Firma, Hubert und Ingo gingen zur U-Bahn. Ich spürte das Kribbeln in meinem Rücken, kurz bevor eine weiche Hand sich auf meine Schulter legte. »Evgenia Sommer, richtig?« Die Blondine war neben mich getreten. Sie sah noch hübscher als heute Morgen aus.

»Äh, ja?«

Genüsslich ließ sie den Blick über mich wandern, während sie federnden Schrittes vor mich trat. Ihre perfekten Kurven wurden von dem Seidenkleid kaum verborgen. Ich schluckte. Mein einziger Gedanke in diesem Moment war, wie es sich

wohl anfühlte, das Gesicht zwischen den samtigen Hügeln ihres Dekolletés zu vergraben.

»Darf ich dich was fragen?«

Waren wir schon beim *Du*?

»Klar.« Mit einiger Anstrengung riss ich den Blick los und richtete ihn auf ihre strahlend blauen Augen.

Sie kicherte. »Du kennst dich doch aus in dieser Stadt, oder?«

Langsam nickte ich.

»Weißt du, wo man hier richtig gut feiern kann?« Sie strich mir übers Kinn. »Du weißt, welche Art Feiern ich meine?«

Ah, daher wehte der Wind. »Morgen Abend in der Waldresidenz in Garching. Da gibt es genug von allem, was du dir wünschst. Kostet aber ein Stängchen.«

»Wie lieb, danke.« Ihre Fingerspitzen wanderten an meiner Kehle hinab und blieben auf meinem Schlüsselbein liegen. »Und du? Wirst du auch da sein?«

Ich schluckte. Verdammt, sie war heiß. »Werde ich. Kostet aber auch was.«

Ihr bezauberndes Lächeln ließ mich dahinschmelzen. »Geld spielt keine Rolle. Dann bis morgen, ja?« Sie beugte sich dicht an mein Ohr und hauchte: »Ich freue mich auf dich.«

Das Pochen in meiner Mitte wurde zu einem Ziehen. »Klar, äh ... ich auch.« Unfähig, mich zu bewegen, sah ich ihr zu, wie sie wiegenden Schrittes zur Haustür ging.

Ich wusste, dass Gefallene im Allgemeinen hübsch waren und unglaublich sexy sein konnten, wenn sie wollten, aber eine wie diese hatte ich noch nie getroffen. Bis sie so explizit nach Spaß der besonderen Art gefragt hatte, war mir nicht einmal aufgefallen, dass sie zu ihnen gehörte. Normalerweise hatte ich dafür ein gutes Gespür. Kopfschüttelnd machte ich mich auf den Weg zur U-Bahn.

Zum ersten Mal seit fast drei Jahren hatte ich ein mulmiges Gefühl, als ich gegen neun Uhr vor Telmaras Anwesen stand. Woher die plötzliche Nervosität? Das war nicht die erste neue Gefallene in der Stadt. *Aber die erste, die es mir so angetan hatte.*

Das Anwesen lag allein inmitten eines großen Parks, einen schmalen Asphaltweg von der Landstraße entfernt. Hier gab es nur alte Bäume und Felder, sodass man die Millionenmetropole nebenan fast vergaß.

Erst als ich Blut schmeckte, fiel mir auf, wie aggressiv ich an meinem Piercing nagte.

Verdammt, Gene. Komm runter. Das ist nur eine langweilige Gefallenenparty, auf der zufällig auch eine heiße Blondine mit einem wunderschönen Körper auf dich wartet, die nichts als unverbindlichen Sex und ein bisschen Magie von dir will.

Stöhnend fasste ich mir an den Kopf.

Nicht hilfreich, Gehirn, nicht hilfreich!

Ich atmete tief durch und klingelte. Margit ließ mich rein. Die Haushälterin wirkte so begeistert wie immer, wenn Telmara zum Festessen lud. Eigentlich hätten sie und ich uns inzwischen daran gewöhnt haben müssen, aber an manche Dinge gewöhnten Menschen sich nicht so leicht.

»Sie sind alle im Ballsaal«, brummte sie. Ich mochte die sonore Alt-Stimme der großen Frau. »Kannst du eine Platte aus der Küche mitnehmen, wenn du nach hinten gehst?«

Ich konnte.

Bevor ich in den Saal trat, zögerte ich. Ob sie schon hier war? Ich hatte ein Oberteil mit tiefem Ausschnitt angezogen und eine hautenge Jeans. Normalerweise trug ich so was nicht, schon gar nicht, wenn ich hierherkam, aber ich wollte wenigstens ein bisschen sexy für Diana aussehen. So hieß sie,

laut der Auftragsbestätigung, die ich mir heute Morgen aus dem Büro ... *ausgeliehen* hatte.

Als ich gerade die Flügeltür aufdrücken wollte, wurde sie von innen aufgezogen. Vor mir stand – wie konnte es anders sein – Diana. Sie trug ein cremefarbenes, tailliertes Cocktailkleid, das ihren Busen gekonnt in Szene setzte. Ich starrte angestrengt in ihr Gesicht. Als sie mich sah, wurde es von einem strahlenden Lächeln erhellt. »Evgenia! Wie schön! Was bringst du denn da?«

Ich schluckte. »Häppchen.«

»Oh, wie lieb von dir. Darf ich dir helfen?« Ohne meine Antwort abzuwarten, schnappte sie sich das Tablett und stellte es auf einem der Tische in der Raummitte ab.

Zahlreiche Kronleuchter erhellen den Saal, in dem etwa fünfzig Gefallene versammelt waren. Sie standen überwiegend mit Sektgläsern und Häppchen ausgestattet oder ins Gespräch vertieft um die kleinen, runden Tische oder saßen auf den diversen Sofas und Sesseln. Wie immer herrschte ausgelassene Stimmung. In der Mitte des Buffets thronte der tote Dämon. Noch hatten wenige begonnen, seine Essenz zu verschlingen, sodass er überwiegend intakt auf der silbernen Platte lag.

»Du hast mich übrigens falsch verstanden«, sagte Diana und stieß mich spielerisch mit der Hüfte an. »Ich meine eine Party mit Nahrung, ohne eine halbe Hundertschaft Konkurrenten.« Sie zog eine Schnute. »Oder muss ich mich erst bei eurer Fürstin anmelden? In Passau lief das alles ganz ungezwungen.«

Ich räusperte mich. »Niemand muss sich irgendwo anmelden. Und Telmara ist auch nicht die Fürstin.«

»Nicht?« Demonstrativ sah sie sich um und breitete die Arme aus. »Tatsächlich?«

Ich hielt einen der Kellner auf und bat ihn, mir ein Bier zu holen. »Telmara hatte einfach nur Glück, dass sie bei ihrem Ausschluss aus dem Feenreich ein obskures Beschwörungsbuch mitbringen konnte und dann auch noch eine Deppin gefunden hat, die ihr die Batterie fürs Dämonenangeln macht.«

Diana verzog das Gesicht, als würde sie angestrengt nachdenken. »Tut mir leid, aber ich verstehe kein Wort.«

Wir setzten uns auf eines der Sofas unter den großen Buntglasfenstern. »Sie hat ein Geschäftsmodell draus gemacht. Mit meiner Hilfe beschwört sie zweimal wöchentlich einen niederen Dämon. Ich kille ihn, sie hindert seine Essenz mit einem Bannhalsband daran, sich aufzulösen, und dann lädt sie alle ihre Gefallenenfreunde zum Festmahl ein. Natürlich gegen Cash.«

Diana sah zu dem Schwein in der Mitte der Tafel. »Das ist ein Dämon?« Sie schloss die Augen und sog die Luft ein. »Tatsächlich!« Ihre Augen leuchteten, als sie mich wieder ansah. »Der Raum ist so voller Magiewirker, dass ich es gar nicht bemerkt habe.« Sie stand auf und ging zu der Silberplatte. Sacht berührte sie die Flanke des Keilers. Eine Wolke löste sich daraus und schwebte wie schwarze Schneeflocken ihren Arm hinauf, bevor sich die Energie auflöste. Sie erschauerte. Wippenden Schrittes kam sie zurück und ließ sich neben mir aufs Sofa fallen. »Wow. Das war ... intensiv.« Ein spitzbübisches Blitzen lag in ihren Augen. »Und das Geheimnis hinter dieser ... *Köstlichkeit* bist du, ja? Du beschwörst sie?«

»Telmara beschwört sie.« Dankbar nahm ich dem Kellner mein Bier ab. »Ich bin nur die Batterie. Der Katalysator oder was auch immer. Ganz kapiert hab ich's nicht.«

Sie kicherte und drückte sich an mich. »Und bist du manchmal auch der Katalysator für ein wenig irdischere Genüsse?«

Ich schluckte. »Ab und zu, ja.« Meine Ohren wurden heiß.

»Gibt es hier einen passenden Ort für die Verlockungen der Evgenia?«, flüsterte sie mir in anzüglichem Tonfall ins Ohr.

Ich nahm einen langen Zug aus der Flasche. »Gibt es. Unter einer Bedingung: Nenn mich Gene.«

»Aber gern. Und du kannst mich Di nennen.« Sie wickelte eine meiner schwarz-grünen Haarsträhnen um ihren Finger und strich über meinen Hals. »Kurzform von Diana.« Sie sprach den Namen englisch aus, als wäre sie die tote Prinzessin.

»Das erinnert mich an einen Witz.« Ich nahm noch einen Schluck aus der Flasche. »Dodi Al-Fayed zu Gott: *»God, I told you, I wanted to fuck Di in my car, not to die in my fucking car.«*

Diana lachte amüsiert. »Du hast Sinn für Humor.« Ich nahm ihre Hand und küsste sie. »Komm, ich zeig dir mein kleines Reich.« Wir verließen den Saal und durchquerten die fast schon unheimlich stillen Flure zu meinem Zimmer im Westflügel. Ich hatte vergessen, die Heizung aufzudrehen und das Fenster zu schließen, als ich gestern Morgen aufgebrochen war.

»Ui.« Diana rieb ihre Oberarme. »Frisch hier.«

Ich schloss die Tür hinter uns und legte die Arme um sie. »Soll ich dir ein bisschen einheizen?«

Sie warf den Kopf in den Nacken und ließ ein glockenhelles Lachen erklingen. »Hast du das Fenster offen gelassen, um diesen doofen Anmachspruch rauszuhauen?«

Ich zuckte mit den Schultern. »Nö. Aber das Angebot steht.«

Behutsam berührte sie meine Schultern und ließ die Fingerspitzen langsam unter die Topträger gleiten. »Ich bitte darum«, hauchte sie.

»Gut.« Ich zog sie mit mir, bis wir auf mein Bett sanken. Das Prickeln der magischen Essenz, die sie mit jeder Faser ihres Körpers aufsaugte, steigerte mein Verlangen ins Unerträgliche. Mein einziger Gedanke galt dem Gefühl ihrer Haut auf meiner Haut.

Als ich später mit dem Kopf auf ihrem Bauch lag, mit den Fingerspitzen geistesabwesend über ihren Arm streichelte, wanderten meine Gedanken zu diesem fernen Ort, an dem Ben noch am Leben war, wir eine glückliche Familie, Ma gesund und Telmara eine Fremde. An dem ich tagsüber bei Umzügen half und abends in Monas Café *Wunder-Bar* die Gäste mit meinen Fähigkeiten unterhielt. Ich erreichte ihn nie, bevor etwas anderes an meiner Aufmerksamkeit zog.

»Ich bin beeindruckt. Du warst viel besser, als ich erwartet hatte.«

Ich lachte. In den letzten beiden Stunden hatte ich viel gelacht, neben all dem anderen, was wir noch so getan hatten. »Das höre ich öfter.«

»Wie schade, dass ich dich nicht einfach für mich behalten kann.« Ein wölfisches Lächeln lag auf ihrem Gesicht.

»Das höre ich auch öfter.«

Jetzt war sie es, die grinste. Sie schob sich unter mir hervor und angelte nach ihrem Kleid, das auf der Kommode gelandet war. »Was bin ich denn schuldig?«

Ich winkte ab. »Geht aufs Haus.«

»O?« Sie zog eine Rolle Geldscheine aus einer Tasche in ihrem Körbchen. »Wie komme ich zu der Ehre?«

Ich stützte mich auf die Ellenbogen und lächelte sie an. »Ein Willkommensgeschenk zur Begrüßung in der neuen Stadt.«

Diana schmunzelte. »Ein sehr großzügiges Geschenk. Aber du sagst bestimmt nicht *Nein* zu einem Trinkgeld, oder?« Sie legte drei grüne Scheine auf die Kommode.

Überrascht blinzelte ich. »Davon kann man eine Menge trinken.« Oder Angie drei Tage bezahlen.

Sie schlüpfte zurück in ihr Kleid. »Betrachte es als mein Gastgeschenk und Dank für die Einführung in die noble Gesellschaft der Münchner Gefallenen.«

Ich stand auf und zog mich auch an. »Gehst du schon?«

Sie legte die Arme um mich und küsste mich auf die Nasenspitze. »Leider. Aber wir sehen uns bald wieder, nicht wahr? Meine Adresse hast du ja.« Schon schwebte sie davon.

Mein Herz pochte noch immer. Was für eine Frau!

Zurück im Ballsaal hatte die Stimmung von heiter zu ausgelassen umgeschlagen. Überall wurde gelacht und getanz. Den Dämon hatten sie verschlungen. Hier und da trieb noch etwas von dem schwarzen Schnee durch die Luft, das Bannhalsband lag auf der Silberplatte, die Zeichen leuchteten nicht mehr. Mein Moment war gekommen – jetzt hatten sie alle Lust auf Nachtsch. Etwas süße Feenmagie, etwas herbe Dämonenmagie, dazu ein paar sanfte Streicheleinheiten oder manchmal auch mehr, so ließen viele von ihnen gern den Abend ausklingen. Ich mischte mich unter die Gefallenen, um mir die passende Gesellschaft zu suchen. Nach den vergangenen Stunden mit Diana verspürte ich wenig Lust dazu, doch ich war magisch und brauchte das Geld.

»Hast du von dem neuen Fürsten gehört?«, fragte Affrieda von Theodorenz ihre Begleitung. »Er soll schon Hamburg und Berlin regieren und jetzt ist er hier.«

Die Begleitung, eine junge Frau in meinem Alter mit toupiertem Haar und vollen Lippen, gab sich erstaunt. »Unmöglich! Gibt es nicht allein in Berlin über zehntausend Gefallene?«

Von Theodorenz schnaubte. »Fünfundzwanzigtausend, Liebes! Dagegen leben die zwölfhundert Münchner Gefallenen in der Diaspora.« Sie streifte mich an der Schulter und nahm ein wenig meiner Magie. »Möchtest du uns Gesellschaft leisten, Gene?«

Ich mochte. »Über wen redet ihr?«

»Sein Name ist Augustus Hormezyor. Angeblich stammt er aus Ungarn. Ein neuer Gefallener – er soll erst seit fünfzig oder sechzig Jahren auf der Erde sein, aber schon mächtiger als einige von Napoleons Generälen.« Affrieda fächelte sich Luft zu.

Oberst Kitlitzberger trat von der Seite an sie heran. »Mit Verlaub, meine Teuerste, aber ich glaube kein Wort davon. Das sind Schauermärchen, die sich der preußische Plebs erzählt, um uns zu verunsichern.«

Von Theodorenz setzte sich auf einen der Sessel und legte meine Hände auf ihre Schultern. Automatisch begann ich damit, sie unter Zugabe süßer Feenmagie zu kneten. »Ich würde das nicht so einfach abtun, Josef.« Sie räkelte sich. »In jedem Gerücht steckt ein Körnchen Wahrheit. Wenn wir unvorsichtig sind, könnte sich das zu einer ernst zu nehmenden Gefahr auswachsen.«

»Wenn einer einen auf Fürst macht, müssen die anderen ihm dann Schutzgeld zahlen, oder sowas?« Fragend sah ich die Gefallenen an.

Sie tauschten Blicke. »Schwer zu sagen«, meinte der Oberst. »Das hängt stark von der jeweiligen Person ab. Wenn jedoch jemand eine Stadt zu übernehmen gedenkt, die seit zwei Jahrhunderten keinen Fürsten mehr akzeptiert hat, so ist davon auszugehen, dass er Steuerpläne hat.«

Ich blinzelte. »Also ... ja?«

Von Theodorenz seufzte. »Du siehst das ganz richtig, Gene. Ein bisschen weiter links, genau da.« Aus dem Seufzen wurde ein Schnurren. »Wir werden uns damit genauer auseinandersetzen müssen. Liebes?« Sie berührte ihre Begleitung am Oberschenkel. »Gib Gene doch bitte ihr Honorar.«

Die Begleitung reichte mir einen Fünzfziger. Ich ließ ihn in meiner Gesäßtasche verschwinden und verwöhnte Affrieda

noch ein wenig mit meiner magischen Massage. Schließlich stand sie auf. »Wie dem auch sei, heute Abend werden wir nichts mehr erfahren und auch nichts verändern. Lass uns heimgehen, Amalia.« Sie verabschiedete sich mit einem Nicken von mir. Die beiden Frauen steuerten Dr. Telmara an, die unweit der zentralen Tafel mit einem der Sicherheitsleute sprach.

Der Oberst maß mich mit einem prüfenden Blick. »Ich nehme auch noch etwas vom Spezialbuffet«, sagte er und hielt mir die Hand hin.

Ich ergriff sie und ließ ihn einen kräftigen Schluck Feenmagie abzapfen. Meine Arme und Hände prickelten. Mir wurde ein bisschen schwummerig. Vielleicht sollte ich auch langsam nach Hause gehen. Er reichte mir einen Fünfiger und klopfte mir auf die Schulter. »Pass auf dich auf, Mädchen. Falls es zu einer Machtübernahme kommen sollte, erleben Bedienstete allzu oft einen unerfreulichen Besitzerwechsel.«

Ich öffnete den Mund, um etwas zu erwidern, doch er beachtete mich schon nicht mehr, sondern hielt einen vorbeieilenden Militärkollegen auf. »Blöder Wichser«, murmelte ich und steckte den Schein ein.

Immer schön lächeln und an das Geld denken.

Telmara kam zu mir herüber. »Nun, Gene? Wie ich feststellen konnte, hast du dich gleich persönlich um das Wohlbefinden unseres Neuzugangs gekümmert. Wo ist sie denn hin?«

Ich deutete mit dem Daumen über die Schulter zur Tür. »Heim. Hat sich wohl was anderes vorgestellt, als an einem toten Dämon zu zuzeln.«

Die Gefallene verzog das Gesicht. »So etwas Undankbares! Lade sie ja nicht noch einmal ein.«

Achselzuckend wandte ich mich ab. »Wie Sie meinen.«

»Bleibst du über Nacht?« Sie leckte sich über die Lippen.
»Das Schwein war so schnell verzehrt, ich würde gerne gleich im Morgengrauen einen neuen Dämon beschwören.«

Ich ließ die Schultern sinken. *Nein*, wollte ich sagen, *ich will diesen Dreck nicht mehr machen*. »Sicher. Kein Problem«, sagte ich.

KAPITEL DREI

Der neue Dämon stellte sich als ein fetter Python mit Zähnen heraus, die nicht nur den Kampfanzug und die Haut darunter mühelos durchdringen konnten. Nein, ich musste die spitzen Dinger abbrechen und warten, bis das sich regenerierende Gewebe des Unterarmknochens die Reste hinausgedrückt hatte, weil sie so feststeckten. Wenigstens gefiel das riesige Mistvieh Telmara so sehr, dass sie mir einen Bonus zahlte.

Das Bett im Westflügel duftete noch immer nach Diana. Tapfer widerstand ich dem Drang, mich einfach hineinzulegen und bis zum Abend nicht mehr aufzustehen. Mona hatte mir eine Nachricht geschrieben – Ana ging es heute so gut, dass sie sich zum Mittagessen Shish Taouk gewünscht hatte. Mona wollte es für sie kochen, aber es fehlte so ziemlich alles, vom Hühnchen über das Fladenbrot bis hin zur Petersilie für ein Taboulé. Also hatte ich noch einiges einzukaufen, bevor ich nach Hause kommen und schlafen konnte.

Auf der Treppe zur U-Bahn-Station verpasste mir die angeknackste Rippe auf jeder Stufe einen Stich. Ich presste den Arm vor die Brust und fühlte das Bargeld in der Innentasche meiner Jeansjacke. Seufzend humpelte ich auf den Bahnsteig, gerade rechtzeitig, um die Rücklichter der U6 verschwinden zu sehen. Ich stieß eine Verwünschung aus und setzte mich auf einen der kalten Metallsitze. Ein kurzes Abtasten meiner Jacke ergab, dass ich nicht mal Kippen dabei hatte. Genervt legte ich den Kopf in den Nacken und zählte die Streben der Überdachung. Der Gegenzug fuhr ein und entließ eine geschäftige Gruppe Pendler auf den Bahnsteig. Jetzt im Herbst fiel das Ende der Dämonenbeschwörung mitten in die Rushhour. Wir hatten mit anderen Zeiten experimentiert, aber es kostete so viel weniger Kraft, das Tor

direkt bei Sonnenaufgang zu öffnen als zu irgendeiner anderen Stunde, dass ich das frühe Aufstehen dafür in Kauf nahm. Ich wünschte nur, ich hätte irgendeine Alternative zu diesem Scheißjob. Mona wollte, dass ich meine Seele heilte. Bei Lemmy, das wollte ich doch auch, nur wie?

»Hey, Gene, was machst du denn hier in aller Herrgottsfrühe?« Peter umrundete die Sitzreihe. Offenbar war er gerade mit dem Zug aus der Stadt angekommen.

Ich stand auf. »Hey, hi. Ich war auf 'ner Party und fahre nach Hause, aber natürlich hab ich die blöde Bahn verpasst. Und du?«

»Mir ist am Sonntag auf dem Heimweg von Landshut mein Wagen hier verreckt. Jetzt geh ich ihn holen.« Er neigte den Kopf. »Willst du mitkommen? Dann fahre ich dich nach Hause.«

Ich winkte ab. »Das ist nett, aber ich muss noch zum Hauptbahnhof in den türkischen Markt, fürs Mittagessen einkaufen.«

Er holte eine Schachtel seiner unvermeidlichen Mentholzigaretten aus der Innentasche seiner Lederjacke und bot mir eine an. Ich zögerte, aber eine Mentholzigarette war besser als gar keine Kippe. »Dann drehen wir eben eine Runde über den Hauptbahnhof«, sagte er mit einem verschmitzten Grinsen. »Rob freut sich bestimmt, wenn ich ihm Baklava mitbringe.«

Dankbar lächelte ich.



»Ich hab nachgedacht.« Peter lenkte seinen alten Honda Accord auf die Stadtautobahn. »Wer dir mit deinem Magieproblem helfen könnte.«

Überrascht schnaubte ich. »Du glaubst an Magie, Peter? Hast du nicht den Faktencheck der Bundesregierung gelesen?

Fazit: »Sämtliche Sichtungen lassen sich naturwissenschaftlich oder sozialpsychologisch erklären. Es gibt keine sicher nachweisbaren Anzeichen für die Existenz von anderen Daseinsebenen oder humanoiden Lebensformen, die nicht zur Gänze menschlich sind.«

Er blinzelte. »Du kannst das auswendig?«

»Klar. Das rezitiere ich immer, wenn ...« Ich biss mir auf die Lippe.

»Wenn jemand beim Schleppen von Möbeln den violetten Schimmer in deinen Augen bemerkt? Oder sich einfach nur fragt, warum ein Eins-Sechzig-Punktmädchen, das bestenfalls fünfzig Kilo wiegt, eine Miele allein in den Fahrstuhl gewuchtet bekommt?«

Meine Ohren wurden heiß. »Genau«, murmelte ich. Sorgenvoll sah ich zu ihm rüber. »Was denken die Jungs, was ich bin?«

Er lächelte. »Keine Ahnung, was die anderen für Theorien haben. Mir ist es egal, was du bist. Weil ich weiß, wer du bist.«

Ich schluckte. »Wer bin ich denn?«

»Meine Freundin und Kollegin, die sich Tag für Tag ein Bein ausreißt, damit ihre Familie über die Runden kommt. Und dabei immer noch Zeit für die Wehwehchen eines alten Mannes hat.«

Ich verschränkte die Arme vor der Brust und sank tiefer in den Beifahrersitz.

»Aber zurück zum Thema. Ich hab mich ein bisschen informiert und einige interessante Sachen im Internet gefunden, über Gefallene, Aufgestiegene, Feen und Dämonen.«

»Das Potpourri der übernatürlichen Wesenheiten.« Und dann gab es noch solche wie mich. Die irgendwas mittendrin waren.

»Es gibt ziemlich viel darüber, wenn man nur tief genug gräbt und bereit ist, ein paar Sachen einfach zu glauben.« Peter setzte den Blinker. Wir verließen die Stadtautobahn

und frästen uns durch den dichten Verkehr auf der Schenkendorfstraße Richtung Süden. »Feen wirst du vermutlich keine finden, von Gefallenen hältst du dich lieber fern, ebenso von Dämonen, logischerweise. Aber die Aufgestiegenen – die müssten dir helfen können.« Er warf mir einen scharfen Blick zu. »Oder bist du eine von denen?«

Abwehrend hob ich die Hände. »Ha! Schön wär's. Wenn ich ehrlich bin, weiß ich gar nicht, was ich bin. Aber definitiv keine Aufgestiegene.«

»Versuch, welche zu finden. Wenn sie das Dämonenreich hinter sich gelassen haben, dann, weil sie das eine oder andere darüber wissen, wie man karmische Auswirkungen auf die Seele neutralisiert.« Peter bog in die Prinzregentenstraße ein, hupte einen Elektroroller an, der bei Rot über die Fußgängerampel zischte, und schnitt einen SUV, der ihn rechts überholen wollte. »Der Trick ist, ein Auto zu fahren, dessen Wert du durch Vollarbeit verdoppeln kannst. Wenn dich mal einer streift, kannst du nur gewinnen.« Er lachte. »Aber im Ernst: Such dir Unterstützung durch Aufgestiegene.«

Ich nickte. »Ist einen Versuch wert. Aber vermutlich nicht so einfach, die zu finden.«



Peter half mir, die Einkäufe zu tragen und bestand darauf, mich nach Hause zu fahren.

»Kann ich dich im Gegenzug wenigstens zum Essen einladen?«, fragte ich ihn unten an der Treppe.

Er winkte ab. »Ich rauch jetzt noch gemütlich eine und dann fahre ich heim. Baklava schmeckt frisch am besten.«

»Danke, du warst echt eine große Hilfe.« Ich überlegte kurz, ob ich ihn umarmen sollte, entschied mich aber dagegen. Mit

federnden Schritten stieg ich die ersten Treppenstufen hinauf.
»Wir sehen uns bei dem Umzug von Ingolstadt morgen, oder?«

Er nickte und sagte mit einem Augenzwinkern: »Vorher nicht wieder so lange feiern, hörst du?«

Mit einem Grinsen tippte ich mir salutartig an die Stirn und eilte in den vierten Stock hinauf.

Mona fing mich an der Wohnungstür ab. »Hey, Gene. Du hast deine Nachrichten nicht gecheckt, oder?« Sie flüsterte und sah nervös über die Schulter. Die Wohnungstür versperrte den Blick auf den Flur. Stirnrunzelnd setzte ich die Einkaufstüten ab. »Was ist los? Ist was passiert?«

»Tony ist da«, flüsterte sie. »Mit Franzi und Melissa.«

Ein Ziehen in meiner Brust krümmte mir die Schultern.
»Warum? Ana hat doch erst im Dezember Geburtstag.«

»Sie wollten in den Urlaub fliegen, während die Kammerjäger ihr Haus ausräuchern, aber der Flug ist gestrichen, wegen dem Vulkanausbruch auf La Palma. Jetzt wohnen sie bei uns.« Aus Anas Schlafzimmer hörte ich Melissa quiet-schend etwas zum Besten geben. Mona schloss die Tür hinter sich bis auf einen kleinen Spalt. Das Ziehen in meiner Brust wurde zu einer Enge, die mir aufs Herz drückte. Ich hatte die Kleine bisher nur aus der Ferne und auf Fotos gesehen. Ich hätte sie gerne mal erlebt, auch wenn ihre großen, dunklen Augen mich so schmerzhaft an Ben erinnerten. »Das heißt, ich bin raus?« Meine Stimme hörte sich trauriger an, als ich wollte.

»Nur für ein paar Tage.« Mona schien nicht zu bemerken, wie sehr mich das traf. Sie griff durch die Tür und reichte mir die kleine, rote Reisetasche. »Ist alles drin, was du brauchst. Du hast doch ein Zimmer bei dieser Ärztin, wo du aushilfst, oder?«

»Physikerin«, verbesserte ich matt, auch wenn es keine Rolle spielte. »Ja, klar.« Ich tauschte die Einkaufstüten gegen die Reisetasche. »Dann ... lasst es euch schmecken.«

Mona lächelte. »Danke dir. Und tut mir wirklich leid.«

Ich versuchte, einen Blick durch die Tür auf Melissa zu erhaschen. Ihre dicken, schwarzen Locken wackelten gerade ins Wohnzimmer rüber. In diesem Moment kam Tony aus meinem Zimmer. Er stutzte kurz, bevor seine Gesichtszüge sich verhärteten. Mona stolperte, als er die Tür aufzog und mich wütend anfunkelte. »Was willst du hier?«, fragte er in scharfem Ton. Er hatte sich nicht verändert. Trug das schwarze Haar noch immer streng nach hinten gegelt, auch wenn es an den Schläfen grau wurde. Weil er als Arzt so europäisch wie möglich wirken wollte, achtete er penibel darauf, nicht in die Sonne zu gehen, und war dennoch deutlich brauner als Mona. Ihr Blick huschte unruhig zwischen uns umher. Ein Teil von mir wollte das Lügengebäude einreißen, das sie errichtet hatte, um ihre Familie und ihre Mutter zu schützen. Wollte ihm ins Gesicht schreien, dass das auch mein Zuhause war, ob es ihm nun passte oder nicht. Ich sah in Monas flehendes Gesicht und die Wut verrauchte. »Hab nur Einkäufe vorbeigebracht. Bye, Mona.« Ich umarmte sie. »Schönen Tag noch, Antoine.« Ich drehte mich um und eilte die Treppe hinab.

»Du bist hier nicht willkommen!«, rief er mir nach.

»Fick dich ins Knie!«, schrie ich zurück.

Die alte Treppe erbebt unter dem Aufprall seiner Schritte. Am untersten Treppenabsatz packte er mich am Kragen meiner Jeansjacke, wirbelte mich herum und presste mich gegen die Wand. »Ich habe dir gesagt, dass du dich von meiner Familie fernhalten sollst.«

»Es ist auch meine Familie«, presste ich zwischen den Zähnen hervor.

Mit vehementem Kopfschütteln stach er den Zeigefinger in die Luft vor meinem Gesicht. »Das ist eine Lüge und das weißt du ganz genau. Wenn Mutter nicht so krank wäre,

würde sie das auch erkennen. Ich lasse nicht zu, dass du sie weiter manipulierst.«

Zorneshitze stieg mir in die Wangen. »Ich *manipuliere* sie? Ich reiße mir den Arsch auf, um für die Pflegekraft zu bezahlen, du Penner!«

Tony schnaubte. »Erzähl keinen Schwachsinn. Monas Agentur bringt das Geld rein. So, wie ich sie kenne, füttert sie dich auch noch mit durch. Warst du deshalb hier? Eine wie du findet in dieser Stadt doch keinen Job.«

Ich presste die Lippen zusammen und schloss die Augen. Bloß nicht heulen, verdammte Scheiße.

Ich konnte einer Dämonenschlange die Zähne ausreißen, aber wenn der Sohn meiner Pflegemutter Mist über mich laberte, lief mir das Wasser in die Augen.

»Gibt es hier ein Problem?« Peter kam die Treppe herauf und blieb auf dem Absatz stehen.

Tony musterte ihn abschätzig. Er ließ mich los und trat einen Schritt zurück. »Nichts, das Sie was angeht.«

Peter nahm eine Hand aus der Tasche seiner Lederjacke und deutete auf mich. »Ich bin hier, um meine Kollegin zur Schicht abzuholen, und Sie sehen so aus, als bedrohten Sie sie.«

Tony verzog das Gesicht und maß mich mit herablassendem Blick. »Dein Zuhälter, oder was?«

Peter schlug so blitzartig zu, dass ich nicht reagieren konnte. »Nenn mich noch einmal Zuhälter, Arschloch!« Seine Faust knallte auf Tonys Wangenknochen und schickte ihn auf die Treppe.

Tony grunzte, rappelte sich auf und stürzte sich auf Peter. Ich warf mich dazwischen und versuchte, das Handgemenge zu verhindern.

»Hey!« Mona kam die Treppe heruntergerannt. »Was tut ihr denn da? Seid ihr allesamt verrückt geworden?«

Ich packte Tony und Peter bei den Handgelenken und ließ etwas Feenmagie zu ihnen hinüberfließen. Peter erschauerte und stützte sich schwankend an der Wand ab. Tony riss sich los und stolperte auf die Treppenstufen.

»Papa?« Melissas krauser Haarschopf tauchte hinter Mona auf dem oberen Treppenabsatz auf. Sie wirkte verunsichert. »Hat dich der Mann gehauen?«

»Was machst du denn da, Habibi?« Tony eilte die Treppe hinauf und nahm seine Tochter auf den Arm. »Warum bist du nicht bei *mamie*?«

Melissa, nun wieder mutiger, sah mich an. Ihre Augen wurden groß. Sie schlug die Hände vor den Mund und wandte das Gesicht ab. Die Lippen dicht an ihres Vaters Ohr, flüsterte sie ihm etwas zu. Tony runzelte die Stirn. »Ich verstehe kein Wort. Kannst du es nicht einfach normal sagen?«

Energisch schüttelte die Kleine den Kopf und begann von Neuem.

Ein mulmiges Gefühl beschlich mich. »Ich sollte jetzt gehen.« Ein kurzer Blick zu Mona, ein schneller Griff zur Reisetasche, die in dem Durcheinander schon halb im Erdgeschoss angekommen war, und die Haustür fiel hinter mir ins Schloss.

Kraftlos sank ich an der Hausmauer hinab und vergrub das Gesicht zwischen den Knien.

»Hey.« Behutsam berührte Peter meine Schulter. »Brauchst du einen Schlafplatz?«

Ich schob die Nasenspitze über die Knie und linste zu ihm hinauf. »Ich hab ein Zimmer in Garching«, murmelte ich. »Ist nur für ein paar Tage.«

Er holte die Zigaretten raus und hielt mir eine hin. Ich konnte echt eine gebrauchen. Schwerfällig ließ er sich neben mir auf den Boden herab. »Wer war der Arsch?«

Eigentlich wollte ich nicht über Antoine reden, aber Peter verdiente eine Erklärung. » Strenggenommen mein Bruder. Auch wenn er immer dagegen gewesen war, dass Ana mich adoptiert hat.«

»Was hat der Typ gegen dich?« Er nahm einen Zug von seiner Kippe und betrachtete seine aufgeplatzten Knöchel.

Ich schnaubte. »Nichts Wirksames.«

Peter lachte.

»Ist 'ne lange Geschichte, aber die Kurzfassung lautet: Er hat eine Theorie darüber, was ich bin, und dementsprechend kein gutes Gefühl dabei, mich mit seiner alten Mutter und seiner kleinen Schwester allein zu lassen.«

»Er hält dich für 'nen Dämon.« Peter blies einen dicken, runden Rauchring in die Luft.

»Jep.«

Schweigend rauchten wir fertig.

»Lass dich von dem nicht verunsichern.« Peter quälte sich wieder auf die Füße und reichte mir die Hand. »Du bist kein Dämon, Gene.« Er zog mich auf die Füße und klopfte sich anschließend die Hose ab. »Falls du auf der gemütlichsten Schlafcouch in Perlach crashen willst, bist du herzlich eingeladen.«

Ein warmes Gefühl breitete sich in meiner Brust aus. Sollte ich das Angebot annehmen? Wenn ich zu Telmara ging, lief das auf mindestens eine Extra-Beschwörung hinaus, frei nach dem Motto: *Wenn du schon mal da bist ...* Bei Peter hingegen sparte ich mir vermutlich die Fahrkarte zur Arbeit morgen früh.

Verlegen kratzte ich mich am Kopf. »Na ja, also ...«

Er klopfte mir auf die Schulter und lachte. »Na, komm schon!«

Mona hatte ein paar Mal versucht, mich anzurufen. Sie schickte mir eine Textnachricht, in der sie mich beschwor, nicht heimzukommen, bis sie mir Bescheid sagte, und bat mich gleichzeitig für Ana auf Abruf zu bleiben, falls es ihr wieder schlechter ging. Ich verbrachte die Nacht auf Peters Couch, zog ein Massagestudio von Ingolstadt nach Obermenzing um und schlief auch die nächste Nacht in dem winzigen Reihenhaus meines Kollegen. Peter und Robert drehten die Gastfreundschaft auf elf. Ich bekam einen Satz Handtücher und eine eigene Ecke im Kühlschrank. Wie immer fühlte es sich falsch an, wenn sich jemand so um mich kümmerte. Tief in meinem Inneren war ich überzeugt, dass ich das nicht verdiente. Dass ich mich immer nur auf mich selbst verlassen durfte, weil alles andere zu gefährlich wäre. Trotzdem – oder vielleicht gerade deshalb – tat es so gut, dass da jemand Kippen für mich hatte, wenn meine noch im Automaten steckten.

»Du siehst so aus, als könntest du Eier mit Speck vertragen.« Robert stand am Herd in der winzigen Küche und verbreitete mit seiner Pfanne einen himmlischen Duft.

»Tue ich das?« Alle Sorgen konnten das Schmunzeln nicht unterdrücken, das der rundliche Kerl in mir auslöste. Ich brachte die Eckbank mit meinem Hintern zum Knarzen und versuchte vergeblich, mein Handy aufzuladen.

Peter steckte den Kopf zur Tür herein. »Sag mal, weißt du, wo meine Kutte ist?«

»Schon in der Waschküche nachgesehen?«, erwiderte Robert, ohne aufzusehen.

Peter wirkte entsetzt. »Du hast die nicht ernsthaft gewaschen, oder?«

Robert hörte auf zu rühren und warf ihm einen vorwurfsvollen Blick zu. »Hast du da schon mal dran gerochen? Damit könntest du ein ganzes Pumarudel anlocken.«

Peter verdrehte die Augen. »Das ist eine Kutte! Die muss so riechen. Das ist männlich.« Sein Kopf verschwand wieder aus der Tür. »Außerdem sind Pumas Einzelgänger!«, tönte seine Stimme aus dem Keller.

Robert drehte sich zu mir um. »Lass dich bloß nicht mit Männern ein, Evgenia. Mit Frauen muss man solche Diskussionen nicht führen.«

Probehalber schnüffelte ich an meinem T-Shirt und zuckte mit den Schultern.

Robert schüttelte den Kopf. »Ihr Möbelpacker seid doch alle gleich, egal ob Männlein oder Weiblein.«

»Oder irgendwas dazwischen.« Ich trat zu ihm an die Pfanne und schnupperte daran. »Riecht gefährlich. Gefährlich lecker. Ich fürchte, das muss vernichtet werden.«

Robert lachte und rief in den Flur hinaus. »Bärchen, komm essen! Sonst muss du dich mit dem begnügen, was Evgenia übriglässt.«

»Nenn mich Gene, ja? Evgenia klingt so nach russischer Eiskunstläuferin.«

Er zuckte mit den Schultern. »Meinetwegen.«

Peter kam rein und hielt vorwurfsvoll eine mit zahlreichen Aufnähern versehene Bikerkutte hoch. »Du hast sie nicht nur gewaschen, du hast auch noch Weichspüler benutzt!«

Die beiden Männer vertieften sich in eine Diskussion über gute Waschpraxis, Motorradfahren und Beziehungs-No-Gos, während ich still die Pfanne mit den Eiern und dem Speck leerte. Das Handy hatte endlich ein bisschen Saft gezogen. Der Messenger zeigte eine neue Nachricht von einer Nummer, die ich nicht kannte. Das Profilbild hingegen kannte ich

gut. Wärme kroch mir in die Wangen, als ich den Text dazu las: *War schön mit dir neulich. Lust, auf eine von meinen Partys zu kommen? Die sind ein bisschen weniger präventios, aber viel sexier. Heute Abend um neun, wenn du magst.*

Ich schluckte. Peter und Robert hatten sich an den Tisch gesetzt. Mein Gesichtsausdruck schien ihre Besorgnis zu wecken. »Ist was passiert?«, fragte Peter.

Achselzuckend steckte ich das Handy weg. »Erinnerst du dich an Blondie mit der Miele?«

Er nickte.

»Sie hat mich zu sich nach Hause eingeladen.«

»Uiuiui!« Peter stieß Robert sanft mit dem Ellenbogen an und deutete auf mich. »Guck sie dir an, Gene lässt nix anbrennen.«

Abwehrend hob ich die Hände. »Wir haben nur ein bisschen Spaß, weiter nichts.«

Peter holte sein Handy heraus und checkte den Schichtplaner. »Morgen ist der Umzug von diesem Vorstandsvorsitzenden aus Grünwald. Wir müssen bei dem um fünf Uhr auf der Matte stehen, damit bis abends sein ganzer Krempel in Bad Homburg ist. Und dann Sonntag nochmal 'ne Tour mit dem restlichen Zeug.«

Ich nagte an meinem Piercing und brummte nachdenklich.

Robert lachte. »'ne echte Zwickmühle – lässt sie das Date sausen oder die Arbeit?«

Peter beäugte mich mit einem süffisanten Schmunzeln. »So, wie ich Gene kenne, lässt sie sich keinen fetten Wochenendzuschlag entgehen.«

Ich sah auf die Uhr. Nagte weiter an meinem Piercing. Und traf eine Entscheidung. »Entschuldigt mich, Freunde. Ich brauche eine Dusche und drei Stunden Schlaf, wenn ich das überleben will. Peter?« Mit unschuldigem Augenaufschlag

sah er mich an. Ich räusperte mich. »Kannst du mich auf dem Weg nach Grünwald im Lehel einsammeln?«

Er lächelte. »Klar. Aber wenn du beim Tragen des Konzertflügels einschläfst, bekomme ich deinen Feiertagszuschlag. Abgemacht?«

Ich schlug in seine ausgestreckte Hand ein. »Aber sowas von.«

KAPITEL VIER

An diesem Abend stand ich vor dem Badezimmerspiegel und starrte die roten Flecken auf meinen Wangen an. Konnte ich so zu Dianas Party gehen? Wo vermutlich alle so heiß wie sie waren? Die lachten mich doch aus. Ich kämmte mir die Haare nach hinten, sodass sich die grünen Spitzen unter meinem Kinn aufrollten. Nein, das sah bekloppt aus. Ich bürstete sie nach links, nach rechts und gab es schließlich auf. Mir lief die Zeit davon. Mit den Fingerspitzen fuhr ich über die Piercings in Augenbraue, Nase und Lippe.

Du musst ordentlich aussehen, wenn du dich nicht blamieren willst.

Ich schraubte das in der Unterlippe raus.

Du musst du selbst sein, wenn du nicht jeden Augenblick von diesem Abend lassen willst.

Ich schraubte es wieder rein. Schraubte es wieder raus und fasste den Waschbeckenrand so fest, dass er knackte.

Verdammt, Gene. Komm runter. Das ist nur eine langweilige Party von langweiligen Leuten mit zu viel Geld, keine Aftershow-Party mit Rob Halford oder Liv Sin. Geh da hin, trink ein paar kostenlose Biere und hab Spaß!

Ich atmete tief durch. Okay. Die Piercings blieben drin und die Haare strubbelig, so war ich eben.

Das gleiche mulmige Gefühl wie neulich kehrte zurück, als ich gegen neun Uhr vor dem Wohnblock im Lehel stand. Hier gab es nur alte Häuser mit hohen Decken und Stuck über den Türrahmen, vergoldeten Wasserhähnen und Toiletten, aus denen man trinken konnte, ohne Ausschlag zu bekommen. Frank Drebin wäre entzückt. Ich trat an das saubere, beleuchtete Klingeltäfelchen und drückte bei *Winterfeld*. Es dauerte nur einen Augenblick, bis das Schnurren des Türöffners erklang und ich eintreten konnte. Ein Fahrstuhl brachte mich in den siebten

Stock. Die ganze Etage wurde von einer einzigen Wohnung eingenommen, das wusste ich noch vom Umzug. Routinemäßig prüfte ich Boden und Wände des Fahrstuhls, ob es Spuren unserer Arbeit gab, aber alles erwies sich als in bester Ordnung.

Vor der Tür zum Penthouse zögerte ich noch einmal. Ich strich über das schwarze Tanktop mit AC/DC-Logo, das mir Ana mal gekauft hatte, als sie noch allein auf die Straße gehen konnte. Eigentlich trug ich nichts von so großen Bands, aber dieses Ding war das Einzige, das meine Brüste etwas zur Geltung brachte. Die Jeans hatte ich direkt unter dem Schritt abgeschnitten und als Schuhe die schwarzen Chucks mit Glitzer gewählt, die als »zu verschenken« im Hauseingang gestanden hatten. Alles in allem fühlte ich mich für eine Party angemessen angezogen. Als ich gerade meine Haarspitzen von den Schultern wischte, weil sie mich kitzelten, wurde die Tür geöffnet. »Na? Traust du dich nicht rein?« Diana trug eine blütenweiße Korsage, aus der oben der größte Teil ihrer Brüste herausschaute, ein durchsichtiges Seidenhöschen und weiße Elf-Zentimeter-Pumps. Sie wirkte wie ein fleischgewordener Engel der Sünde. Mein Selbstbewusstsein verpuffte wie eine Fehlzündung in einem schlecht frisierten Golf GTI.

Ich räusperte mich. »Nein. Ich meine, doch. Also ... ich würde ... äh ... gern reinkommen.«

Sie kicherte und drückte die Tür ganz auf. In dem weitläufigen Wohnzimmer auf Sofas und Sesseln amüsierten sich rund ein Dutzend wenig bis gar nicht bekleideter Leute, die allesamt aus einem Unterwäschekatalog oder einem Hollywoodfilm zu stammen schienen.

»Äh ...« Ich blieb auf der Türschwelle stehen. Vielleicht war das doch eine Nummer zu groß für mich.

Diana schob mich sanft in den Eingangsbereich und erweckte dabei sofort das Prickeln der Feenmagie. Sie legte die

Arme von hinten um mich und küsste meinen Nacken. Ich bekam eine Gänsehaut.

»Schön, dass du kommen konntest«, flüsterte sie. »Komm, ich stelle dich meinen Gästen vor.« Sie nahm meine Hand und schritt grazil über den dicken, weißen Teppich.

»Andrej, darf ich dir Gene vorstellen?«

Der angesprochene Sixpack und das Model auf seinem Schoß reichten mir die Hand. Umgehend floss das Prickeln zu ihm, aber nicht zu ihr. »Es ist mir ein Vergnügen«, sagte er mit feurigem Blick.

Diana führte mich weiter. »Celeste, Jolie, ich möchte, dass ihr Gene kennenlernt.«

Die beiden ineinander verschlungenen Ladys entwandten sich kichernd ihrer Umarmung und nahmen jede eine meiner Hände. Das Prickeln floss so heftig zu ihnen hinüber, dass sie lustvoll aufstöhnten und mich zu sich auf das Bärenfell herabzogen. »Bleib doch hier, Süße.« Celeste – oder war es Jolie? – knabberte an meinem Ohrläppchen, sodass mir ganz kribbelig im Inneren wurde.

Sanft aber bestimmt fasste Diana mich am Arm und zog mich wieder auf die Füße. »Später, meine Täubchen. Sie hat noch nicht alle kennengelernt.«

So führte sie mich an einem weiteren Dutzend Menschen vorbei, die selbst für Gefallene unglaublich attraktiv aussahen, bis mir ganz schwindelig war vor lauter prickelndem Händeschütteln. »Ich glaube, ich muss mich setzen.« Benommen ließ ich mich auf einen weißen Lederhocker nieder und rieb mir die Stirn.

»Entschuldige, Liebes. Das war ein bisschen viel, was? Hier, trink einen Schluck, dann fühlst du dich besser.« Sie reichte mir ein Glas Sekt.

»Danke, aber seit ... so einer Sache verzichte ich lieber auf Alkohol«, sagte ich.

Diana hob die Augenbraue. »Was für einer Sache?«

Ich wich ihrem Blick aus. »Sagen wir einfach, ich bau Scheiße, wenn ich betrunken bin, und das versuche ich zu vermeiden.«

Sie wirkte verunsichert. »Und das Bier neulich Abend? War das ein alkoholfreies?«

Ich zuckte mit den Schultern. »Bier ist ein Grundnahrungsmittel.«

Sie lachte und winkte den Tablettträger heran. »Ein Bier für Gene hier, Garçon.«

Er nickte und kam kurz darauf mit einer Flasche Mönchshof zurück. Gute Wahl.

Diana setzte sich zu mir auf den Hocker und massierte meine Schultern. Ich seufzte. Das hatte noch nie jemand getan. »Ich wusste gar nicht, dass sich das so gut anfühlt«, murmelte ich.

»Du bist ganz schön verspannt, Liebes. Lass mich dir eine kleine Einführung in die Kunst der Faszienmassage geben.«

Ich brummte. »Das klingt kinky. Bin dabei.«

Diana kicherte. Sie zog mich mit zu einer Tür, die aus dem riesigen, schlauchartigen Wohnzimmer in einen anderen Teil der Wohnung führte. Wir durchquerten einen fast schon unheimlich stillen Flur und gelangten auf der anderen Seite in ein helles Schlafzimmer mit einem sehr gemütlich wirkenden Himmelbett in seiner Mitte.

»Am besten, du ziehst dich dafür aus.« Betont langsam streifte sie die Topträger von meinen Schultern.

Ich streichelte über ihren Rücken und löste die Bänder der Korsage. »Solltest du auch, nur um sicher zu gehen.« Behutsam berührte ich ihre bloßen Schultern und ließ die Fingerspitzen langsam tiefer gleiten.

Sie lachte. »Um sicher zu gehen?«

Ich zuckte mit den Schultern. »Worte sind nicht mein Ding.« Zärtlich berührte ich ihre Lippen mit meinen und schmeckte den Sekt, der noch als zarter Film auf ihnen lag. Sie zog mich mit sich, bis wir zwischen die weichen Kissen sanken. »Wolltest du nicht eine Massage?«

»Später.« Ich zog eine Spur aus Küssen von ihrem Hals zu ihrem Bauchnabel und tiefer.

Sie stöhnte lustvoll auf, als meine Zunge fand, was sie suchte. »Ich will alles von dir«, flüsterte sie.

Das musste sie mir nicht zweimal sagen.



Ich lag zwischen Dianas samtenen Brüsten und horchte auf ihren Herzschlag, der sich nach und nach beruhigte. Mit geschlossenen Augen genoss ich den fruchtigen Duft ihres Körperpuders.

»Deine Energie ist etwas ganz Besonderes«, schnurrte sie. »Schade, dass da dieser Schatten auf deiner Seele liegt.«

Ich hob den Kopf. »Du kannst ihn spüren?«

Sie strich mir übers Haar. »Ich verurteile dich nicht. Du hattest sicher deine Gründe.«

Ich vergrub das Gesicht wieder zwischen ihren Brüsten. »Können wir bitte nicht darüber reden?«

Kichernd zuckte sie zusammen und stieß mich weg. »Das kitzelt!«

Ich setzte mich auf und betrachtete sie. Wie ihr blondes Haar einem milchigen Wasserfall gleich über das Kissen floss. An ihr gab es so wenig Ähnlichkeit zu den anderen Gefallenen, die ich kannte. Sie bemerkte meinen Blick und neigte den Kopf. »Was ist?«

»Dreh dich um.«

Sie schnurrte und legte sich auf den Bauch. Ich setzte mich auf ihren Po und fuhr mit den Fingerspitzen über ihren Nacken. »Kennst du eine Aufgestiegene?«

Diana kreuzte die Arme, legte ihren Kopf darauf und seufzte wohligh. »Früher mal. Ist aber ein paar Jahre her. Warum?«

Mit langen, streichenden Bewegungen massierte ich ihre Schultern. »Diesen Schatten auf meiner Seele, den hätte ich gern los. Ein Freund hat mir geraten, mich an die Aufgestiegenen zu wenden.«

Die Muskeln in ihrem Rücken entspannten sich unter der fortwährenden Berührung. »Es gibt nicht viele von ihnen. Und sie sind auch nicht leicht zu finden.«

»Was ist mit der, die du kanntest?«

Sie seufzte und schob ihre Haare beiseite, damit sie mich nicht störten. »Keine Ahnung, was aus ihr geworden ist. Aufgestiegene sind extrem mächtig und sehr auf ihre Privatsphäre bedacht. Wenn sie nicht gefunden werden wollen, werden sie es auch nicht.«

Ich hielt in der Bewegung inne. »Und was ist mit Gefallenen? Ihr seid doch auch mächtig oder nicht?«

»Nicht so mächtig, wie wir es gerne hätten. Du brauchst die Lebenskraft anderer Wesen, um nicht dem Wahnsinn zu verfallen, aber nimmst du zu viel oder tötest gar einen Menschen, fällst du tiefer und wirst zum Dämon. Es verlangt eine Menge Selbstbeherrschung.« Diana stöhnte lustvoll auf, als ich eine tiefe Verspannung in ihrem Kreuzbein löste. »Von Wesen, die sich durch ein Fehlen selbiger hervorgetan haben.«

»Das verstehe ich nicht. Warum fallen Feen? Wie war es bei dir?«

Mit einer grazilen Bewegung wand sie sich unter mir hervor, zog mich zu sich herab und drückte mein Gesicht an ihren Busen. »Frag mich sowas nicht, Liebes, ich möchte nicht an

katastrophale Entscheidungen aus einer längst vergangenen Zeit erinnert werden.«

Ich schloss die Augen und ließ Wärme und Puls auf mich wirken. »Du hast jemanden getötet, nicht wahr?«

Diana löste sich von mir und stand auf. »Ich denke, du solltest jetzt besser gehen.«

»Das ist okay«, sagte ich sanft. »Ich habe selbst ... schreckliche Fehler begangen.«

Ihr Lächeln erreichte die Augen nicht. »Ich muss mich um meine Gäste kümmern. Du ... kannst bleiben, wenn du willst. Sie alle würden dich sicher liebend gerne für deine Dienste bezahlen.«

Mit zusammengepressten Lippen stand ich auf und zog meine Sachen an. »Du hast recht, ich sollte gehen. Hab morgen einen ziemlich anstrengenden Job.«

Dianas Gesichtsausdruck wandelte sich. »Warte.« Sie legte die Arme um mich und schmiegte sich an meinen Rücken. »Lass uns das von gerade eben vergessen. Es tut mir leid. Ich lade dich zum Essen ein. Morgen vielleicht? Was magst du gern?«

Ich schloss die Augen. »Hm. Angst, dass ich nicht zurückkomme und du dir ein anderes magisches Leckerli zum Naschen suchen musst?«

Ihre Umarmung wurde fester. »Ja«, hauchte sie.

Mir wurde heiß. Ich legte die Hände auf ihre. »Keine Sorge. Ich komme wieder.«

Sie drehte mich zu sich um und küsste mich. »Danke.« Jetzt war das Lächeln wieder ehrlich. »Auf ein letztes Bier?« Ihre großen, blauen Augen wirkten wie zwei Seen, in denen ich abwechselnd ertrank und Leben fand.

Sanft küsste ich sie auf die Nasenspitze. »Ein letztes.«

Diana öffnete die Tür zum Wohnzimmer. Eine unerwartete Stille lag über dem Raum. Die Pärchen saßen halb bekleidet,

halb mit Decken verhüllt auf den diversen Sitzgelegenheiten und wichen betroffen den Blicken der anderen aus. Diana blieb in der Tür stehen. Ihre Schultern sanken herab. Vergeblich versuchte ich an ihr vorbei die Ursache des Unmuts auszumachen. Schließlich straffte sie sich und schritt selbstbewusst in den Raum. »Augustus Hormezyor! Welch nette Überraschung!«

Der Anzugträger, der dort in feinsten Manspreading-Manier auf einem der weißen Sessel saß, hatte das Kreuz eines Pro-Wrestlers und die Frisur einer Bowlingkugel. Er neigte kaum merklich den Kopf. »Diana Winterfeld. Wie ich sehe, amüsiertest du dich gut in meiner Stadt?«

Sie spielte mit einer Strähne ihres üppigen Haars und wiegte die Hüfte. »Deine Stadt? Ich dachte, München habe keinen Fürsten?«

Er stand auf. Das Licht des Kronleuchters ließ seine Platte glänzen, als sei sie poliert. »Jetzt schon.« Dann nickte er in meine Richtung. »Wer ist das?«

Diana versuchte, mich mit ihrem Körper zu verbergen, was nicht nur wegen ihrer zierlichen Figur unmöglich war, sondern auch, weil der Typ sie um eineinhalb Köpfe überragte. »Oh, sie wollte gerade gehen, nicht wahr?«

Langsam nickte ich. Der Blick des Mannes schnitt durch mich hindurch bis auf den Grund meiner Seele. Er ging an Diana vorbei und fasste mich bei der Schulter. Ich wollte mich seinem Griff entwinden, doch vollkommene Ruhe breitete sich in mir aus.

Alles in Ordnung, sagte seine Stimme in meinem Inneren, *du bist in Sicherheit*.

Ich entspannte mich. Der Mann, den Diana Hormezyor genannt hatte, neigte den Kopf und musterte mich mit seinen stahlgrauen Augen. »Interessant. Eine Verbindung zu beiden Quellen. Wer sind deine Eltern?«

Ich wollte ihm sagen, dass ich es nicht wusste, doch seine Berührung weckte eine Erinnerung tief in meinem Herzen.

»Ich kann dich nicht länger verstecken, du musst hier weg«, sagt Mama. »Du musst schwimmen, immer nach oben, bis es kalt wird und du nicht mehr atmen kannst. Halt die Luft an und schwimm weiter.« Sie drückt mir ein Stück von ihrem Gewand in die Hand. Darauf sind Zeichen, aber ich kann sie nicht lesen. »Gib das einem Erwachsenen. Am besten einer Frau. Und verlier das Amulett nicht! Es beschützt dich vor dem Tod.« Sie presst meine Hände fest auf das Amulett auf meiner Brust.« Hörst du? Such dir einen guten Menschen, jemanden, der auf dich aufpasst und dir zu essen gibt, dich nicht schlägt und dich in die Schule schickt. Kapiert?«

Langsam nicke ich. »Wie erkenne ich einen guten Menschen?«

Sie nimmt meine Hände. »Wenn die helle Kraft ihn heilt, ist er gut genug.«

Ich blinzelte, fasste Hormezyor am Ellenbogen und gab etwas Feenmagie hinein. Er zuckte zusammen und zog seinen Arm weg. Erst wirkte er verärgert, doch dann lächelte der riesige Typ mit dem Profil eines Türstehers und sah dabei auch ungefähr so freundlich aus. »Du bist der Adnexus der Beschwöerin«, sagte er. »Wie praktisch. Statten wir ihr einen Besuch ab.«

»Nein, danke.« Ich versuchte, mich an ihm vorbeizudrücken, aber er rührte sich keinen Millimeter.

»Das war keine Bitte.«

Einen Augenblick lang wägte ich meine Optionen ab. Wenn Theodorenz Recht hatte, vereinte der Typ eine Menge Macht in der Gefallenwelt auf sich. Ihn zu verärgern, konnte mir die Art von Problemen einbringen, die ich gerade überhaupt nicht brauchen konnte – teure Probleme. Ich zuckte mit den Schultern. »Na schön, aber ich muss um fünf Uhr auf Arbeit sein.«

Er blähte die Nasenflügel. »Dann solltest du deinen Chef besser informieren, dass du es heute nicht schaffen wirst.«

»Was ist ein Adnexus?« Wir saßen im Fond eines 5er BMWs, unangenehm dicht nebeneinander, weil dieser Typ einen Haufen Platz brauchte. Draußen zog die hell erleuchtete Stadt vorbei, doch viel regte sich um diese Zeit nicht mehr auf der Straße.

»Ein Magiewirker, der mit beiden Quellaspekten verbunden ist.« Er warf mir einen Seitenblick zu. »Eigentlich eine wertvolle Ressource. Warum verschwendest du sie an diese unambitionierten Gefallenen?«

»Sind Sie nicht auch ein Gefallener?«

»Sicher. Aber ich wüsste dein Potenzial zu schätzen und zu fördern und würde es nicht für kindische Partys oder simple Nahrungsbeschaffung verschwenden.«

»Sondern?« Ich konnte ein Gähnen nicht unterdrücken. Ein Blick aufs Handy verriet mir, dass Peter nicht glücklich darüber war, dass er mich krankmelden sollte. Er machte sich Sorgen und wollte mich abholen kommen. Hormezyor nahm mir das Handy weg und ließ es in seiner Jackentasche verschwinden. »Hey!« Ich griff danach, doch er packte meine Hand und hielt sie eisern umklammert. »Wenn du mir eine Frage stellst, hörst du dir auch die Antwort an und spielst nicht an deinem Smartphone herum, verstanden?«

Wutentbrannt starrte ich ihn an, doch die Kälte in seinem Blick ließ mich zurückweichen. Ich sank in den Sitz und nickte stumm.

Er rückte sein Jackett zurecht und fuhr fort, als wäre nichts geschehen. »Ein Adnexus kann die Magie beider Quellen nicht nur schöpfen und einsetzen, sondern auch kombinieren. Diese einzigartige Mischung kann, meisterhaft eingesetzt, wohlverstanden, nahezu jede stoffliche Struktur in

den drei Reichen transformieren.« Sein Blick lag auf mir, als er sagte: »Das würde ich dich lehren, wenn du für mich arbeitest. Nur wenige Geheimnisse des Universums blieben dir dann verschlossen.«

Ich setzte mich aufrechter hin. »Wissen Sie, wie man einen Fluch beendet, der Menschen verrückt werden lässt?«

Er kniff die Augen zusammen. »Erläutere.«

»Meine ... die Frau, die mich aufgenommen hat, als ich ... vor langer Zeit. Sie hat eine Krankheit, manche sagen, es ist ein Fluch, der sie Dinge sehen und fühlen lässt, die gar nicht da sind. Schreckliche Dinge, und schmerzhafte.« Ich hatte mich ihm zugewandt und die Finger ineinander verknötet. »Es wird schlimmer, je älter sie wird. Ihre Mutter hat sich deswegen umgebracht. Und ihre Tochter hat die Krankheit jetzt auch. Können Sie was dagegen tun?«

Er hörte wohl die Verzweiflung in meiner Stimme, denn seine Miene wurde weicher. Er lehnte sich zurück und starrte durch die Frontscheibe auf den dünnen Verkehr. »Das ist vermutlich kein Fluch. Flüche halten nicht lange, sie müssen ständig erneuert werden. Wenige machen sich diese Mühe über Generationen hinweg.«

»Was ist es dann?« Das Licht der vorbeiziehenden Straßenslaternen spiegelte sich regelmäßig in seiner Glatze und ließ seine Augen aufblitzen.

»Der Beschreibung nach könnte es eine Psychose sein. Halluzinationen, Wahnvorstellungen, genetische Prädisposition. Passt alles ins Bild.«

»Es wird besser, wenn ich die Magie benutze.« Hoffnungsvoll sah ich ihn an. Wenn er Ana und Mona helfen konnte, würde ich alles tun, was er verlangte.

Er neigte den Kopf und betrachtete mich interessiert. »In dem du was tust?«

»Früher konnte ich es besser, aber seit ... da was passiert ist, geht es nur noch, wenn ich mich verletze. Die Magie fließt von mir in sie und dann geht es ihr wieder gut.«

Stirnrunzelnd fasste er meine Hand und drückte sie. Ein elektrisches Knistern floss meinen Arm hinauf und bohrte sich in meine Schläfen. »Autsch.«

Seine Miene verfinsterte sich. »Hm, deine Seele ist beschädigt. Ärgerlich. So wirst du mir nichts nützen.« Er verschränkte die Arme. »Nun ja, die eine Sache, für die ich dich geholt habe, wirst du vollbringen können. Das muss genügen.«

»Was? Moment mal – *können* Sie mir nicht sagen, was meiner ... der Frau fehlt, oder *wollen* Sie nicht?«

»Ich weiß nicht, was ihr fehlt. Aber dass es durch Magie besser wird, lässt nur zwei Möglichkeiten offen. Ad eins: eine Psychose, die wahrscheinlichste Variante. Ad zwei: ein unvollständig ausgebildeter innerer See, ohne Verbindung zur Quelle. Verursacht durch einen nichtmenschlichen Vorfahren. Nicht besonders wahrscheinlich, aber auch nicht ausgeschlossen.«

»Innerer See?«

Er rieb sich den Nacken und ließ ihn kreisen. »Du musst noch viel lernen, Adnexus. Aber nicht heute Nacht. Wenn du bei der Beschwörung gute Arbeit leistest, kannst du als Belohnung meine Bibliothek aufsuchen und dich selbst über all diese Dinge informieren.«

Das Angebot, einen Haufen Bücher durchwühlen zu dürfen, erfüllte mich nicht gerade mit Vorfreude. Ich würde jemanden mitnehmen müssen, der schon mal freiwillig so ein Ding angefasst hatte.

»Was wollen Sie denn beschwören?«

Er lächelte.

Margit brauchte eine geschlagene Viertelstunde, um die Tür zu öffnen. Hartnäckig war Hormezyor des Klopfens und Klingelns nicht müde geworden, bis ihr verschlafenes und verärgertes Gesicht im Türspalt erschien. Telmara stand in ihrem Morgenmantel weiter hinten in der Eingangshalle und beobachtete uns mit zusammengekniffenen Augen.

»Sie wünschen?«, knurrte Margit.

Hormezyor sah auf die goldene Rolex an seinem Handgelenk. »Eine Beschwörung. Und zwar in weniger als neunzig Minuten, Sie sollten uns also umgehend einlassen, Frau ...?«

Margit starrte ihn ungerührt an. »Die nächste Cocktailparty ist am Montag. Kommen Sie dann wieder.«

Hormezyor seufzte. Er fasste Margit bei der Schulter und sofort entspannte sich ihre Haltung. Es schlich sich sogar so etwas wie ein Lächeln in ihr Gesicht. »Bitte, lassen Sie mich durch. Ich habe ein dringendes Gespräch mit Ihrer Arbeitgeberin zu führen.«

Wortlos trat Margit zur Seite. Telmara hatte die Zeit genutzt und flinke Füße gemacht. Ich sah noch den Zipfel ihres Morgenmantels hinter der Ecke zum Ostflügel verschwinden.

»Führen Sie uns bitte hin.« Hormezyor ließ Margit den Vortritt, die erst einen Augenblick zu überlegen schien und uns dann zu Telmaras Arbeitszimmer im Westflügel lotste. Ich sagte nichts. Momentan wusste ich nicht, mit wem ich es mir weniger verscherzen wollte, und beschloss, folgenschwere Entscheidungen auf günstigere Augenblicke zu verschieben. Vor dem Arbeitszimmer bat sie uns, zu warten, und verschwand wieder. Hormezyor sah sich aufmerksam um. Ich lehnte an der Wand. »Kann ich mein Handy wiederhaben? Mein Kollege wartet noch auf eine Antwort wegen der Arbeit, die ich verpasse.«

Kommentarlos reichte er es mir.

Ich schrieb Peter eine Nachricht, dass es mir gut ginge, er sich keine Sorgen machen müsse und ich ihn in ein paar Stunden anrufen würde. Dann steckte ich das Handy wieder in die Tasche meiner Jeansjacke.

Telmara kam in ihrem Doktorkittel, die goldumrandete Brille auf der Nase und flankiert von den beiden Sicherheitsfrauen anmarschiert. »Augustus Hormezyor, wie überaus un erfreulich.« Mit säuerlicher Miene reichte sie ihm die Hand, die er mit einer Verbeugung an seine Lippen führte, ohne sie jedoch zu küssen. »Was führt Sie in mein bescheidenes Heim, zu solch früher Stunde?«

»Doktor Septima Telmara. Ich habe schon eine Menge über Sie gehört.« Hormezyor hatte sich wieder aufgerichtet und die Hände hinter dem Rücken verschränkt.

Telmara sah mich an. »Von ihr? Das sollten Sie lieber nicht glauben. Die Kleine ist ein echter Tunichtgut.«

Hormezyor warf mir einen Seitenblick zu und schmunzelte. »Genau genommen hat sich Ihr Adnexus in vornehmer Zurückhaltung geübt und bisher noch kein Wort über Sie verloren.«

Telmara schnaubte. »Was? Evgenia? *Vornehme Zurückhaltung?*« Mit zusammengekniffenen Augen stakste sie an ihm vorbei, fasste mich beim Kinn und starrte mir in die Augen. »Haben Sie sie sediert?«

Ich riss mich los und machte einen Schritt zurück, sagte jedoch nichts. Warum, wusste ich selbst nicht so genau – ich hätte durchaus ein paar Takte vorzubringen gehabt, aber irgendwas hielt mich davon ab. Hormezyors Lächeln wurde breiter. »Ich bin hier, um Ihre Dienste in Anspruch zu nehmen.« Er schob sich zwischen Telmara und mich. »Ihre Fähigkeit, den Schleier zu überwinden und das hervorzulocken, was sich dahinter verbirgt, ist weit über die Grenzen dieses pittoresken Städtchens hinaus bekannt.«

Telmara zog die Augenbrauen zusammen und verschränkte die Arme. »Das wäre mir neu.«

Hormezyor nickte bekräftigend. »Oh, doch. Und wie es der Zufall so will, ist mir ein Asset abhandengekommen, das ich im Dämonenreich vermute. Wenn es Ihnen nichts ausmacht, bereiten Sie bitte alles für eine Beschwörung vor. Ich versorge Sie mit den nötigen Ingredienzen, damit wir die richtige Kreatur beschwören.«

Telmara fixierte ihn scharf. »Wieso sollte ich das tun?«

Hormezyor fasste sie bei der Schulter. »Weil ich der Fürst dieser Stadt bin. Deshalb gibt es in dieser Stadt genau zwei Arten von Gefallenen: die, die mir gehorchen, und die, die *tiefer* fallen.«

Eine greifbare Spannung lag in der Luft. Ich rechnete damit, dass Telmara sich jeden Moment seiner Berührung entwinden und den Sicherheitsfrauen ein Zeichen geben würde, ihn rauszuschmeißen. Stattdessen starrte sie ihm unverwandt in die Augen. Plötzlich blinzelte sie, trat einen Schritt zurück und sah mich an. »Einen Anzug, Evgenia. Sammle dich und finde dich im Beschwörungsraum ein, in ...« Sie sah auf die Uhr. »70 Minuten.«

Irgendwo in den Tiefen meines Unterbewusstseins regte sich Widerstand, doch die Oberfläche meines Geistes bildete eine spiegelglatte Scheibe. »Ja«, sagte ich nur und ging mich vorbereiten.



Alles an dieser Beschwörung fühlte sich falsch an. Telmara besprenkelte jedes der magischen Zeichen im Ritualkreis mit einer zähen, roten Flüssigkeit, die kaum etwas anderes als Blut sein konnte. In die Mitte, dort, wo der Dämon er-

scheinen sollte, legte sie ein Bündel langer, schwarzer Haarsträhnen und einen blutigen Stoffetzen.

»Was beschwören wir hier?« Ich versuchte, das Unbehagen aus meiner Stimme zu verbannen. Ich wollte, dass Hormezyor mir wohlgesonnen blieb, aber nicht um jeden Preis.

Er lächelte hintergründig und verschränkte die Arme. »Etwas, das mir gehört.« Er wandte sich an Telmara. »Sind Sie so weit? Es ist fast Sonnenaufgang.«

Telmara trat hinter das Pult mit dem dicken, alten Wälzer darauf. Das Licht der Feuerschalen warf ihren Schatten als bedrohliches Zerrbild an die Höhlenwände. »Ich hoffe es. Das ist das erste Mal, dass ich versuche, einen ganz bestimmten Dämon zu beschwören.« Sie rückte ihre Brille zurecht und maß Hormezyor von der Seite. »Ich kann nicht garantieren, dass es funktioniert.«

Er fasste sie bei der Schulter. »Oh doch, das wird es.«

Sichtbar entspannter wandte sie sich an mich. »Wir beginnen. Begib dich auf deinen Platz.«

Kaum hatte ich Knie und Handflächen auf die Leiterpunkte gepresst, fing Telmara zu singen an. Ich kannte jede Strophe auswendig, auch wenn ich die fremdartige, mystische Sprache nicht verstand. Die magischen Energien bündelten sich und schossen entlang der Leitlinien in die Kreisrunen. Ich konzentrierte mich darauf, sie gleichmäßig zu kanalisieren, wie ich es immer tat. Doch diesmal floss die Kraft zäher, widerwilliger. Die Anspannung kroch mir in den Kopf und traktierte ihn mit einem Stakkato feiner Nadelstiche. Viel zu langsam sprangen die leuchtenden Fäden von Rune zu Rune. Endlich brodelte das dunkle Wasser vom Boden auf und füllte den Ritualkreis aus. Es kostete mich nach all den Malen immer noch eine gehörige Portion Willenskraft, nicht aufzuspringen und den Kreis zu durchbrechen.

Du kannst es, atme, wiederholte ich mein Mantra wieder und wieder. *Du kannst es, atme*.

Inzwischen schwitzte ich vor Anstrengung und der schwülen Luft. Die Enge in meiner Brust erschwerte das Lufftholen zusätzlich. Plötzlich änderte sich der Text der Beschwörung. Der Teil, mit dem die Anrufung endete, enthielt zwei neue Wörter: *Kieran Lough*. Das war definitiv kein Griechisch oder was auch immer Telmara da sang. Der Schleier zwischen den Welten riss, das dunkle Wasser schoss hindurch und katapultierte mir eine Gestalt vor die Füße. Reflexartig löste ich die Hände von den Leiterpunkten und packte das Messer vor mir. Doch die Gestalt erwies sich weder als Keiler noch als Schlange oder gar schöner, faulig riechender Riesenaronstab. Vor mir kniete ein Mensch, benommen, die Arme vor den bloßen Oberkörper geschlagen, das Gesicht unter langem, schwarzem Haar verborgen.

»Töte ihn nicht!«, rief Hormezyor. »Ich brauche ihn lebend! Leg ihm das Halsband an und verletze ihn nur, wenn es sich nicht vermeiden lässt.«

Der Dämon hob den Kopf und ich erkannte kleine, geschwungene Hörner auf der Stirn und vollkommen schwarze Augen, die violett schimmerten. Desorientiert sah er sich um und stand langsam auf. Er fixierte mich. »Wer bist du? Was ist das hier?«

Unsicher sah ich zwischen ihm und Hormezyor hin und her. Dieser deutete auf den Mann und bellte: »Das Halsband, Adnexus! Jetzt!«

Der Kopf des Dämons ruckte zu dem Gefallenen. Entsetzen fuhr in seine Züge. »Nein! Wie hast du ...? Das darf nicht sein!« Panisch sah er sich um. Hinter ihm tröpfelte der letzte Rest Dämonenmeer durch den fast geschlossenen Riss. Er stürzte darauf zu und rammte die Hand hinein.

»Lass ihn nicht entkommen!«, donnerte Hormezyor.

Ich stürzte mich auf den Dämon und zog ihn von dem Riss weg. Er fluchte und trat nach mir, aber ich hatte schon ganz andere Kämpfe bestritten. Mit einem Judowurf brachte ich ihn unter mich und verdrehte ihm den Arm auf den Rücken.

»Leg ihm das Halsband an!«

Meine Finger zitterten, als ich das Messer in die Halterung an meinem Gürtel steckte. Normalerweise übernahm Telmara das Anlegen des Bannrings, sobald der Dämon sein Leben ausgehaucht hatte. Dieser hier jedoch wehrte sich nach Kräften.

Ich bog seinen Arm stärker nach oben und er jaulte auf. Aus diesem Griff gab es kein Entkommen, ob er sich nun den Arm brechen ließ oder nicht. »Tu das nicht!«, flehte er. »Bitte! Ich ertrage das nicht mehr! Lass mich frei! Hörst du? Bitte, lass mich frei!«

Jedes seiner Worte versetzte mir einen Stich. Hilfesuchend sah ich zu Telmara. Sie zuckte nur mit den Schultern. Hormezyor trat näher an den Kreis. »Das Halsband, Adnexus, schnell, bevor er dich mit seinem Gewinsel einlullt. Du darfst einem Dämon nicht vertrauen. Sobald sie den Mund öffnen, lügen sie. Ganz besonders dieser hier.«

Ich fummelte den Reißverschluss der Brusttasche auf und zog das weiße Lederband hervor. Aus dem Augenwinkel folgte der Dämon meiner Bewegung. »Nein! Bitte, nicht!« Noch immer wand er sich und bockte wie ein wildes Pferd. Ein Knacken in seiner Schulter zwang einen Schrei über seine Lippen und er beruhigte sich für einen Moment. Ich starrte das Halsband an. Mein Atem ging stoßweise. Das Blut rauschte so stark in meinen Ohren, dass es fast seine Stimme übertönte. »Nicht das Halsband.« Er sprach nun leise, erschöpft. »Du weißt nicht, was es mit mir tut. Der Geist gefriert, die Kontrolle über den Körper verschwindet. Es lässt

dich tot und lebendig zugleich zurück.« Sein flehender Tonfall sandte mir einen kalten Schauer über den Rücken. »Bitte, lass mich gehen.«

Fuck!

Ich schluckte. Sicher, seine Augen erfüllte Schwärze und da waren die Hörner, aber ansonsten sah er vollkommen menschlich aus und nicht mal besonders kräftig. Es fiel mir schon schwer, Wesen zu töten, die sich mit animalischer Wildheit auf mich stürzten und ihrerseits versuchten, mich zu töten. Aber einen mageren, unbewaffneten Kerl, dessen einzige Kleidung eine zerschlissene Hose voller Blutflecken darstellte?

»Ich kann nicht«, flüsterte ich. Langsam schob ich das Halsband in die Tasche zurück.

Der Dämon entspannte sich. Er schloss die Augen und ließ den Kopf auf den Lehm Boden sinken. »Danke«, flüsterte er.

»Adnexus!« Hormezyors Kopf ruckte zu Telmara. »Wie ist ihr Name?«

Sie sagte es ihm.

»Evgenia! Lass dich nicht übertölpeln! Binde ihn sofort oder trage die Konsequenzen! Denk an deine Familie! Dein Tod nutzt niemandem!«

Behutsam wandte ich mich an den Dämon. »Wenn ich dich jetzt loslasse, versuchst du dann, mich zu töten?«

Er schüttelte knapp den Kopf. »Nein. Nein, das werde ich nicht.«

»Er lügt!« Hormezyor war so aufgebracht, dass eine Ader an seiner Stirn hervortrat. »Herrje nochmal! Sie machen das seit drei Jahren, oder nicht? Wie kann sie nur so dumm sein?«

Telmara seufzte matt. »Da fragen Sie mich was.«

»Okay.« Langsam löste ich den Griff um sein Handgelenk.

Stöhnend zog er den Arm nach vorn und unter sich. »Danke«, flüsterte er noch einmal.

Unsicher sah ich zwischen ihm und Telmara hin und her.
»Was machen wir jetzt?«

Sie deutete auf ihr Gesicht. »Fragst du das ernsthaft mich? Du bist mit einer Killermaschine aus der Unterwelt in einem ausbruchssicheren Bannkreis gefangen.«

»Öffnen Sie das Tor wieder. Wir schicken ihn zurück. Das willst du doch, oder?« Ich stand auf und reichte ihm die Hand. Er ließ sich von mir aufhelfen. »Ja, das wäre sehr nett«, erwiderte er schwach.

»Also schön.« Hormezyor zog sein Jackett aus, warf es über den Almanach auf dem Pult und krepelte seine Ärmel hoch. »Öffnen Sie den Kreis. Ich schleife ihn eigenhändig hier raus.«

»Nein!« In einer einzigen fließenden Bewegung zog der Dämon das Messer aus der Halterung, wirbelte mich herum und presste es an meine Kehle. Seine Hand zitterte durch die verletzte Schulter. Ich zischte, als die scharfe Klinge meine Haut ritzte. »Was soll das, verdammt?«, fragte ich.

»Es tut mir leid«, flüsterte er. »Aber ich gehe nicht zurück. Ich kann nicht, verstehst du? Ich ... halte das nicht aus.« So viel Schmerz schwang in seiner Stimme mit, dass ich trotz meiner prekären Lage Mitleid empfand. Er hielt mich mit dem gesunden Arm an seine Brust gepresst. »Öffnen Sie das Tor«, rief er laut. »Oder ich töte sie.«

»Er blufft.« Ein raubtierhaftes Lächeln lag auf Hormezyors Gesicht. »Er wird ihr nichts tun, dafür ist er zu nah an der Absolution.«

Der Dämon schüttelte den Kopf. »Sie haben mir alles genommen. Darauf kommt es jetzt auch nicht mehr an.«

Ich schluckte. Möglicherweise würde ich es überleben, wenn man mir die Kehle durchschneidet, aber ich war ganz und gar nicht scharf darauf, die Probe aufs Exempel zu machen. »Hör mal, Kumpel. Lass dir von mir helfen. Ich bin auf

deiner Seite, okay? Nimm nur ... bitte das Messer runter, ja?«, sagte ich.

»Ich würde dir gern glauben.« Sein Atem strich warm über mein Ohr. »Aber ich kann nicht.«

Hormezyor deutete auf den Kreis. »Deaktivieren Sie ihn, Frau Doktor. Dann ist diese Angelegenheit in dreißig Sekunden ausgestanden.«

Telmara wirkte nicht überzeugt. »Wenn er sie tötet, versiegt meine beste Einnahmequelle. Ich habe fünfundvierzig Jahre nach einer wie ihr gesucht. So lange warte ich nicht noch einmal.«

Hormezyor drehte sich zu ihr um und wollte sie bei der Schulter packen, doch Telmara wich seiner Berührung mit einer Wendigkeit aus, die ich bei ihr noch nie gesehen hatte. »Keine Kontrollzauber mehr, Wertester. Ich bin bereit zu kooperieren, aber nicht, wenn die Rückgewinnung Ihres Assets auf den Verlust eines von meinen hinausläuft.«

Mit zusammengekniffenen Augen starrte Hormezyor sie an. »Was schlagen Sie also vor?«

Telmara wandte sich an mich. »Gene. Möchtest du heute noch wohlbehalten zu deiner Familie heimkehren?«

»Liebend gern«, presste ich hervor. Die Klinge schnitt tiefer in meine Haut. Scharf sog ich die Luft ein. Der pochende Schmerz ebte ab.

»Dann besinne dich auf deine Kernkompetenz als Adnexus und nutze deine naturgegebene Macht.«

Ich blinzelte. »Wie jetzt?«

Telmara rollte mit den Augen. Sie formte die Hände, als würde sie ein Geländer fassen. »Britzele ihn.«

Ich grub die Finger meiner herabhängenden Hände in seine Oberschenkel und versetzte ihm eine gehörige Portion Feenmagie. Er erzitterte, die Klinge schnitt tiefer in meine

Haut, doch sein Griff löste sich nicht. Stattdessen entrang ein Seufzer seiner Kehle. »Du hast sie«, flüsterte er. »Und gibst sie mir.« Er lachte leise.

Ich legte die Hände um seinen Arm. Ein Dämon, den die Feenmagie nicht verletzte? Bis jetzt war ich nur sauer gewesen, doch nun lähmte Furcht meine Gedanken. Wenn ihm das nichts ausmachte, was half dann?

Telmara wirkte ebenso verwirrt wie ich. Hormezyor hingegen kniff sich in den Nasenrücken und schüttelte den Kopf. »Einmal mit Profis arbeiten ...«

»Ich ergebe mich!« Der Dämon nahm das Messer runter. »Unter einer Bedingung: Geben Sie mir einen Tag mit dem Mädchen.«

Hormezyor blähte die Nasenflügel. »Und dann?«

»Dann komme ich mit Ihnen zurück. Bereit ... bereit für ... was Sie wollen.« Seine Stimme zitterte.

Mit verschränkten Armen starrte Hormezyor ihn an. »Zehn Minuten.«

»Zwei Stunden.«

»Hab ich vielleicht auch ein Mitspracherecht?«, fragte ich und wurde ignoriert.

»Eine Stunde.«

»Einverstanden.« Der Dämon presste mich fester an sich. »Lassen Sie uns allein.«

»Wenn du was Krummes versuchst, werde ich dich finden und dich lehren, dass ich dir noch weit mehr nehmen kann.« Hormezyor griff sein Jackett und verschwand in den Gang zum Keller des Anwesens.

»Sie auch.« Der Dämon deutete mit dem Messer auf Telmara. Telmara musterte ihn scharf und rührte sich nicht.

»Bitte«, sagte er sanft. »Ich werde ihr nichts tun. Ich schwöre es.«

Schließlich nahm sie den Almanach und verschwand ebenfalls.

Als ihre Schritte verhallt waren, ließ er mich los. Ich stolperte von ihm weg an den Rand des Kreises und betastete den Schnitt an meinem Hals. Er schloss sich bereits wieder. In ein paar Minuten würde nur noch der Schmerz bleiben. »Und jetzt?«, fragte ich.

Erschöpft ließ er sich auf die Knie sinken, zog den verletzten Arm an seine Brust und deutete mit dem Messer auf mich. »Jetzt reden wir.«

»Reden?«

Er nickte.

»Na schön.« Ich setzte mich. »Rede.«